

Johannes Fabricius Montanus : 1527-1566

Autor(en): **Schiess, T.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **27 (1904)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-984795>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Johannes Fabricius Montanus.¹⁾

(1527—1566.)

Von Dr. L. Schieß, St. Gallen.

Leo Jud, der getreue Helfer und Mitarbeiter Zwingli's und Bullinger's, war von Geburt ein Elsäßer aus Gemar bei Rappoltsweiler. Dort wurde dem Priester Johannes Judä 1482 von seiner Köchin Elja Hochsängin von Solothurn ein Knabe Leo geboren, den er studieren ließ; der wurde dann Pfarrer zu St. Pilt im Elsaß, später zu St. Theodor in Kleinbasel. Von dort kam er nach Einsiedeln und ward nach Zwingli's Weggang an seiner Stelle zum Leutpriester gewählt, folgte aber schon im Jahre 1523 dem Freunde nach Zürich als Pfarrer zu St. Peter. In der Heimath hatte Leo die Mutter und eine Schwester Namens Clara zurückgelassen; diese verheirathete sich nach dem Tode der Mutter mit dem Metzger und späteren Spitalmeister Jakob Schmid von Bergheim und gebar ihm drei Söhne, Jakob, Lorenz und Johannes, die je zwei Jahre im Alter von einander verschieden waren. Der mittlere von ihnen wurde wegen seines geweckten lebhaften Geistes für das Studium bestimmt, starb aber schon früh, worauf der ältere Bruder auf Wunsch des Oheims nach Zürich gesandt wurde. Er zeigte jedoch keine Be-

¹⁾ Außer den in Text und Anmerkungen gelegentlich genannten gedruckten und handschriftlichen Quellen konnte ich auch einen Vortrag benützen, den Prof. Constanz Jecklin in Chur vor etlichen Jahren gehalten und später mir zu freier Verwerthung übergeben hat.

gabung und Neigung zum Studiren, sondern wandte sich dem Steinmezberufe zu und soll später darin Tüchtiges geleistet haben. An seiner Stelle kam nun der jüngste der drei Knaben, unser Johannes Fabricius Montanus, zum Oheim nach Zürich. Er war 1527 geboren. Wenige Wochen vor der Geburt noch hatte Clara Schmid ihrem Bruder Leo einen Besuch gemacht, und dieser hätte sie in Zürich zurückgehalten, aus Besorgniß, sie könnte unterwegs von ihrer schweren Stunde überrascht werden, wäre nicht der bevorstehenden Weinlese wegen ihre Rückkehr dringend nöthig gewesen. Hieraus schließt Fabricius, daß er im Herbst geboren worden sei; den Monat und Tag kannte er nicht. Daß er aber auf solche Weise schon im Mutterleibe nach Zürich gewandert war, schien ihm später für sein Schicksal bestimmend gewesen zu sein. Von einer Begebenheit aus seiner Kindheit, die noch vor die Zeit des Zürcher Aufenthaltes fällt und schon früh in ihm die Frömmigkeit weckte, erzählt Fabricius in seiner Schrift „Von der Vorsehung Gottes“. Er wollte an einem Ziehbrunnen den Eimer fassen, war aber zu klein, um ihn zu erreichen, und stieg auf den Brunnenrand; als er dann wieder nach dem Eimer langte, wich dieser zurück, und der Knabe stürzte in die Tiefe. Nun war gerade Tags zuvor einer der Balken, die als Brunneneinfassung dienten, hinabgefallen; um so wunderbarer erschien es nachher den Leuten, daß Fabricius bei seinem Falle kopfüber in den Brunnen hinab nicht an dem Balken zerschmettert worden, sondern sich drehend gerade rittlings auf ihn zu sitzen gekommen war und so ohne Gefahr abwarten konnte, bis die Eltern und Nachbarn zu Hülfe eilten.

Mit sieben Jahren schon wurde der Knabe von seiner Mutter nach Zürich gebracht und besuchte da mit seinem etwas jüngeren Vetter Johannes Jud die Schule. Nach einiger Zeit aber wünschten die Eltern der größeren Nähe halber, ihren Johannes lieber in Basel zu haben, wo er im Hause Johann Heinrich Winckel's

liebevolle Aufnahme fand. Dieser, ein geborner Solothurner, war durch seine Landsmännin Elfa Hochfängin mit Leo und Clara Jud verwandt; er hatte in der Schlacht bei Dornach sich als Fähnrich ausgezeichnet und war Mitglied des Rathes gewesen; aber weil er der Reformation anhing, hatte er später mit andern Glaubensgenossen die Stadt verlassen müssen, dabei einen großen Theil seines Besitzes eingebüßt und lebte nun in Basel mit seiner Frau, einer vermöglichen Luzernerin, die gleich ihm der evangelischen Lehre zugethan war¹⁾. Sein einziger für das Studium bestimmter Sohn hatte in Paris durch einen Unfall in der Seine den Tod gefunden, und nun wünschte Winkeli, um einen Trost und Ersatz für den Verlorenen zu haben, den jungen Verwandten zu sich zu nehmen. In Basel kam Fabricius zu Meister Hugwald in die Schule und wohnte in der Zeit seines dortigen Aufenthaltes im Juli 1536 dem Leichenbegängniß des Erasmus von Rotterdam bei. Nicht lange nachher vernahm Leo Jud von Buzer in Straßburg, daß man dort eine neue Schule mit bestimmten Klassen einrichten wolle, die einen wohlgeordneten Studiengang ermöglichen werde, und bewog darum seinen Vetter, den Knaben dorthin zu geben. Jedoch, als Johannes in Straßburg eintraf, war der Schulplan vom Rath noch nicht völlig festgesetzt und das Gymnasium noch nicht eröffnet; er besuchte deßhalb die Schule des Petrus Daspodius (Hafensuß), und daneben unterrichtete ihn Buzer in seinem eigenen Hause im Lateinischen. Damals ist wohl zum ersten Male der einfache deutsche Name Johannes Schmid nach der Sitte der Zeit in den besser klingenden Johannes Fabricius umgewandelt und ihm nach lateinischem Brauch als Cognomen noch Mon-

¹⁾ Auch Bullinger kannte Winkeli und scheint ihn sehr geschätzt zu haben; wenigstens widmete er im März 1537 ihm seine Schrift „Der alte Glaub“.

tanus (von Bergheim) beigelegt worden; wenigstens berichtet Fabricius selbst, daß in Gegenwart Buzers ihm Capito diesen Zunamen beigelegt habe, dessen er fortan sich stets bediente.

Im Winter erkrankte unser Johannes und begab sich nach nur dreimonatlichem Aufenthalt in Straßburg nach der Heimath. Ohne eine Schule zu besuchen, blieb er mehr als ein Jahr dort. Zwar befand sich damals in Bergheim ein Lehrer, den Fabricius nach seinem eigenen Geständniß später als einen recht unterrichteten Mann kennen lernte; aber die Eltern hielten ihn vom Unterrichte fern, damit er nicht mit den anderen Schülern in der Kirche dem katholischen Gottesdienst beiwohnen und singen helfen müsse. Zum Ersatz für die Schule hielt ihn die Mutter an, täglich einen Abschnitt aus der lateinischen Bibel in Vergleichung mit dem deutschen Texte einzuüben, und ließ sich dann den Abschnitt in's Deutsche übertragen, sodaß sie mit der Uebersetzung das Gelernte controllieren konnte; daneben half der Knabe den Eltern fleißig im Hauswesen.

Auf die Dauer jedoch schien dieser Zustand der Mutter, einer sehr einsichtigen Frau, nicht haltbar; sie berieth sich deshalb gelegentlich mit ihrem Vetter Winkeli, wie Abhülfe geschaffen werden könnte, und dieser traf eine Verabredung mit Buzer und Capito, denen auch Leo Jud, von Allem in Kenntniß gesetzt, den Neffen empfahl. Winkeli, bei dem Fabricius sich inzwischen vorübergehend aufgehalten zu haben scheint, sandte ihn jetzt nach Straßburg in der besten Meinung, „er solle etwas fruchtbar's leeren, diemahl er doch so ein geschickten kopf hat“. Gar bald aber erhielt er einen kläglichen Brief, worin der Knabe sich beschwerte, er werde „durch das hußvolck“ gar übel am Studium gehindert. Um die Mutter nicht zu beunruhigen, machte Winkeli ihr davon keine Mittheilung, wohl aber dem Oheim, der ihn nun beauftragte, auf einen Weg zu sinnen, wie man Johannes „mit eeren“ und „one zorn“ wieder wegbringen könne.

Darauf schrieb Winkeli seinem Schützling einen Trostbrief, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten; erst auf ein zweites Schreiben hin erfuhr er, der junge Fabricius sei gar nicht mehr in Straßburg, und wandte sich nun an die Mutter um Aufklärung. Gleichzeitig theilte er ihr mit, Leo wünsche, daß man den Knaben zu ihm schicke, „diewohl er so ein geschwinden kopff zu lernen hat; dann er vormal¹⁾ vil zu jung was zu lernen“. Am liebsten freilich hätte Winkeli den jungen Verwandten wieder zu sich genommen. „Ich wölte inn“, schreibt er, „üch zu beeden syten (d. h. den Eltern und Leo) nit lassen; dann er mir wolgfalt und ganz gehorsam ist gshn“; aber die Solothurner brächten ihn durch Vorenthaltung des Seinigen in arge Noth, „das mir die weid gar kurz wil werden“. So ermahnte er denn die Eltern, sich wohl zu überlegen, was sie in der Sache thäten, und doch ja auf Leo's Vorschlag einzugehen; denn er würde sehr bedauern, wenn der junge Johannes um diese gute Gelegenheit zu seiner Ausbildung käme²⁾.

Die Eltern befolgten den Rath und sandten Johannes wieder zum Oheim nach Zürich. Leo Jud ließ ihn nicht die

¹⁾ D. h. als Fabricius das erste Mal in Zürich und Basel gewesen war.

²⁾ Joh. Heinr. Winkeli an Clara Schmid, Zinstag nach St. Martistag (12. Nov.) 1538, Simmlerfammlung. — Fabricius erwähnt in den beiden von ihm selbst verfaßten Vitæ (einer prosaischen und einer poetischen Lebensbeschreibung, beide abgedruckt in den *Miscellanea Tigurina*, Bd. III, S. 373 ff.) nichts davon, daß er ein zweites Mal, wenn auch nur sehr kurz, in Straßburg gewesen sei; doch lassen die Andeutungen in dem Briefe Winkeli's nicht wohl eine andere Auslegung zu. Auch berichtet Johannes Jud in der Lebensbeschreibung seines Vaters (*Miscellanea Tigurina*, Bd. III, S. 1 ff., worin auch manche Notizen über Fabricius und Johannes Jud selbst zu finden sind): als sich zwischen Leo Jud und Buzer „span erhub von wegen des sacramentes, — hat Johannes, seiner schwöster sun, nit vil gunfts mee bey Bucero, darum in Leo zu ihm hinauf gen Zürich nam; zog in auf als sinen eignen sun“.

Schule besuchen, sondern unterwies selbst den Neffen zusammen mit seinem fast gleichaltrigen Sohn Johannes daheim im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen. Etwa drei und einhalb Jahre erfreute sich Fabricius dieser väterlichen Leitung; da starb Leo Jud, der schon seit 1540 gekränkelt hatte, im Juni 1542, und nun wurden die Bettern getrennt. Johannes Jud kam in das Collegium zum Fraumünster, ein jüngerer, erst siebenjähriger Bruder, Dietrich, nach einem Jahre in die Schule zu Cappel. Den Neffen aber behielt Leo's Wittwe mit den beiden Töchtern Elisabeth und Susanna bei sich, „diewil sie sach, daß er nieman hat und aber ein herrlich ingenium und erlich gmüet“. Noch auf dem Todbett hatte Leo Jud in einer Ansprache, die er vier Tage vor dem Ende an die um sein Lager versammelten Freunde und Amtsbrüder hielt, mit seiner Frau und seinen Kindern auch den Neffen ihnen dringend empfohlen, und sie nahmen sich auch seiner an. Er erhielt ein Stipendium von zehn Gulden, wovon er einen Theil seiner Beschützerin abgab; aus dem Rest mußte er seine Gewandung bestreiten; „dann sin vater hat im nüt zu gäben“. Später wurde das Stipendium auf fünfzehn und zuletzt auf zwanzig Gulden erhöht, nachdem Fabricius schon auf Neujahr 1543 zum Vector in der zweiten Klasse der Großmünsterschule ernannt worden war; daraus darf auch geschlossen werden, daß er schon über recht tüchtige Kenntnisse verfügte.

Kurze Zeit, vielleicht im Winter 1543/44, scheint Fabricius in Basel studiert zu haben, wo er Hausgenosse des Myconius war. Als er darauf im Mai 1544 wieder nach Zürich zurückkehrte, um dort ein Examen abzulegen, stellte ihm Myconius ein Zeugniß über sein Wohlverhalten aus ¹⁾ und empfahl, ihn Lehrer werden zu lassen. Im Juni kam Fabricius nochmals

1) « Bonus est, placidus et qui vivere possit cum quovis sine eius molestia ».

nach Basel, um seine Schulden zu berichtigen, und klagte dabei, er habe im Examen schlecht geantwortet, weil er vor Furcht ganz befangen gewesen sei. Myconius hob deshalb nochmals in einem Schreiben die gute Begabung des jungen Mannes hervor, allerdings mit dem Beifügen, er bedürfe steten Antriebes. Mit Letzterem stimmt überein, was Fabricius selbst bemerkt: er habe durch den Tod des Oheims die Leuchte seines Lebens verloren und nicht mehr mit gleichem Eifer studiert. In's Jahr 1544 fällt wahrscheinlich auch eine Reise durch das ganze Elsaß, die er mit seinem Better Johannes Jud von Basel aus unternommen haben dürfte ¹⁾.

Im folgenden Jahre, 1545, sandte der Rath von Zürich den jungen, noch nicht achtzehnjährigen Studenten mit Rudolf Funck, Heinrich Hintermeister und Karl Schweningen „gen wandlen“ nach Hessen, um in Marburg seine Studien abzuschließen. Die Ankunft der Zürcher fiel gerade in die Zeit des Braunschweigischen Krieges, und sie waren Zuschauer, als die beiden Herzoge, Vater und Sohn, vom Landgrafen gefangen eingebracht wurden. Im September gab Fabricius für sich und die Freunde Bullinger Nachricht von ihrer Reise und den begonnenen Studien. Sie hörten von den verschiedenen Vorlesungen, die gehalten wurden, Rhetorik bei Reinhard Hadamarius, Hebräisch bei Wiggand Happelius, Erklärung des Hebräerbriefes bei Andreas

¹⁾ Fabricius selbst berichtet auffälliger Weise auch von diesem Aufenthalt in Basel gar nichts; ebenso nicht sein Better Johannes Jud, obwohl dieser von 1542—1544 sich in Basel aufhielt und 1544 mit ihm die Reise durch's Elsaß machte (Misc. Tig. III, S. 3.). Gleichwohl glaube ich, die Aeußerungen über einen Johannes Fabricius, die mir zufällig in zwei Briefen des Myconius an Bullinger, vom 21. Mai und 22. Juni 1544 (in Band E II 336 des Zürcher Staatsarchivs) in die Augen fielen, auf unsern Fabricius beziehen zu dürfen, da mir aus dieser Zeit kein anderer junger Zürcher dieses Namens bekannt ist und das Gesagte auf Johannes Fabricius Montanus wohl zu passen scheint.

Hyperius und Lektüre Heliodors bei Ronicerus. Kost hatten sie bei einem geachteten Stadtbürger, einem ehemaligen Propst, gefunden, zu vierundzwanzig Gulden per Jahr, und wohnten bei ihrem Lehrer Happelius, von dem zu erwarten stand, daß er es, wenn nöthig, an Ermahnungen nicht fehlen lassen werde. Fabricius fügt jedoch bei, falls sie in der bisherigen Weise weiterführen, bedürften sie deren nicht. Was ihn selbst betrifft, mag der Hausvater wirklich kaum in den Fall gekommen sein, mahnend einzuschreiten, da Fabricius die Zeit seines Marburger Aufenthaltes sehr eifrig für die Studien benützte. Denn hier ward er, wie sein Vetter von ihm schreibt, „erst inen, was studieren was und was gleert lüt warend; schämet sich (als er mir oft gseit) seiner ungeschicklichkeit (wiewol er nit ungleert was), da er sach und hort so vil herrlicher geleerter studenten, magistros, professores, doctores zc. Da saß er erst recht über und studiert häfftig; besonders begab er sich uf poesin und nam in zwei jahren hefftig zu“. Fabricius selbst klagt in seinen Vitæ, er habe, als er nach Marburg kam, Hexameter und Pentameter nicht unterscheiden können, kaum gewußt, was ein Dactylus und ein Spondäus sei. Hier in Marburg aber fand er in Petrus Lotichius (eigentlich Lotz), zum Unterschied von seinem gleichnamigen Oheim, Abt von Schlüchtern in Hessen, den Beinamen Secundus führend, und in Johannes Altus aus Frankenberg in Hessen zwei Freunde, die beide für die Poesie begeistert waren. Er schloß sich ihnen auf's engste an, und Lotichius, selbst ein sehr gewandter Dichter, führte den Studiengenossen in die Geheimnisse der Kunst ein und ruhte nicht, bis dieser, von guter natürlicher Anlage unterstützt, es dem Lehrer fast gleich that.

So eifrig aber die vier jungen Zürcher in Marburg den Studien obgelegen haben mögen, zuweilen gestatteten sie sich doch Unterbrechungen. So folgten sie 1546 beim Ausbruch des

schmalkaldischen Krieges, als der Landgraf von Hessen mit seinen Truppen auszog, mehrere Tage dem Heere, gelangten so bis Nürnberg und lernten bei dieser Gelegenheit das ganze Frankenland kennen. Im Spätherbst aber leisteten Fabricius und Funck, durch den Ruhm Melanchthon's angelockt, einer Aufforderung der schon seit einiger Zeit nach Wittenberg übergesiedelten Freunde Lotichius und Altus Folge und zogen mitten in den Kriegswirren, während Moriz von Sachsen das Land seines Vatters besetzt hielt, nach Wittenberg. Merkwürdiger Weise erreichten sie ihr Ziel ohne alle schlimmen Abenteuer und wurden in die zur Verteidigung gerüstete Stadt eingelassen, ohne auch nur mit einer Frage belästigt zu werden von der Wache, während sonst Fremde nur gegen Bürgerschaft Einheimischer Zutritt fanden. Sie hatten die Genugthuung, die Gesuchten noch in Wittenberg anzutreffen, sowohl die beiden Freunde als Melanchthon, während die übrigen Professoren fast alle geflohen waren. Der berühmte Gelehrte unterhielt sich längere Zeit freundlich mit den beiden Zürcher Studenten, beklagte die traurigen Zeitverhältnisse und erkundigte sich nach Bullinger und Pellican. Nur zwei Tage hielten sich Fabricius und Funck in Wittenberg auf; dann gaben sie den Freunden, die mit Melanchthon nach Magdeburg zogen, noch eine Strecke weit das Geleit, um endlich nach thränenreichem Abschied sich auf den Heimweg zu machen. Diesmal war ihre Reise nicht so ganz ungefährlich; denn sie gerieten mitten in das Kriegsgetümmel. In Leipzig machten sie nochmals einige Tage Halt, besuchten die Vorlesungen des Joachim Camerarius und anderer Professoren und erfuhren von Wolfgang Schbotus, dem Professor der griechischen Sprache, besondere Freundlichkeit, worauf sie schließlich wieder in Marburg anlangten.

Im März des folgenden Jahres (1547) mußten die Comilitonen, sehr gegen den Wunsch des Fabricius, nach andert-

halbjähriger Abwesenheit, dem Rufe in die Heimath Folge leisten. Schon im folgenden Sommer wurde Fabricius zum Provisor am Großmünster ernannt und hatte da seinen ehemaligen Lehrer Johannes Fries zu vertreten; außerdem mußte er in Schwamendingen predigen. Es war nicht das erste Mal, daß er die Kanzel betrat; sondern schon 1544 hatte er für Johannes Pontifella, den damaligen Provisor am Großmünster und Pfarrer von Schwamendingen, gepredigt, als dieser sich rüstete zur Uebersiedlung nach Chur, wohin er berufen war als Rektor der vor wenigen Jahren erst errichteten Lateinschule des Gotteshausbundes. Später, als Fabricius und Pontifella sich in Chur wieder fanden, erinnerten sie sich oftmals jener ersten Bekanntschaft und sahen eine göttliche Fügung darin, daß gerade sie in solcher Weise zusammengeführt worden waren.

Im Herbst 1547 heirathete Fabricius Katharina Stuz, die jüngere Tochter des Kaplans am Großmünster, Ulrich Stuz. Bei der Hochzeit war auch sein Marburger Freund, Johannes Altus, zugegen, der diese Feier und ihre Vorgeschichte in einem langen Gedichte sehr hübsch geschildert hat. Aus demselben ist zu entnehmen, daß Bullinger selbst für seinen jungen Freund den Freiverber machte und bei der Hochzeit nicht nur Vaterstelle vertrat, sondern auch das junge Paar einsegnete¹⁾. Wenn wir der poetischen Schilderung Glauben schenken dürfen, war es ein stattlicher Zug, der sich durch die Straßen Zürich's bewegte. Voran schritten die beiden Bürgermeister in festlichem Gewande

¹⁾ Letzteres ist nicht mit aller Sicherheit zu sagen; Altus spricht einerseits vom „greisen Priester“ (Bullinger war erst 43 Jahre alt), andererseits läßt er den „Vater“ die Hände der Brautleute vereinigen. Beides würde man vielleicht lieber auf den Vater der Braut deuten; da aber auf die Werbung Bullinger's im Namen der Familie nicht Ulrich Stuz, sondern Nicolaus Wyß, der Gatte der ältern Schwester der Braut antwortet, ist doch wohl anzunehmen, daß ihr Vater nicht mehr lebte, in welchem Fall die Bezeichnung „Vater“ einzig auf Bullinger paßt.

und hinter ihnen Rathsherren und andere hochgeachtete Männer; mitten im Zug folgte der Bräutigam, geleitet von dem verehrten Reformator. Hinter ihnen kam die Schaar der Jungfrauen mit der Braut, der als nächste Verwandte die beiden Töchter Leo Jud's das Geleite gaben, und den Schluß machten die verheiratheten Frauen. Die Schönheit und Züchtigkeit der Braut und ihrer Gespielinnen wie der Frauen von Zürich weiß der Dichter nicht genug zu preisen. Schon nach einem Jahr starb die junge Frau im ersten Kindbett, und das kaum geborene Töchterchen folgte ihr nach. Seinem tiefen Schmerze gab der Wittwer Ausdruck in einem Gedichte: „Am Grabe der Tochter Katharina“, und auch ein zweites, „Orion“ betitelt, eine Klage des mythischen Jägers um den Verlust seiner Threne, ist wohl in dieser Zeit entstanden, ebenso vielleicht ein an Wigand Happelius gerichtetes Gedicht, in dem Fabricius seine Theilnahme beim Tod der Gattin seines früheren Lehrers bezeugt.

Fabricius wurde jetzt für einige Zeit der Hausgenosse Conrad Pellican's; er hielt sich, wie sein Vetter von ihm schreibt, „gar still und eingezogen, studiert flhzig früe und spaat“. Den Dank für die Gastfreundschaft, die ihm in diesen traurigen Tagen der berühmte Gelehrte, ohne Zweifel vordem sein Lehrer, erwies, hat Fabricius bei dessen Tod im Jahr 1556 bezeugt durch Abfassung einer freilich erst viel später zum Druck gelangten Lebensbeschreibung in Form einer Rede; sie hat namentlich deshalb besondern Werth, weil der Verfasser sich für seine Angaben auf persönliche Mittheilungen Pellican's stützen konnte¹⁾. Nach etwa zweijährigem Wittwerthum verheirathete sich Fabricius

¹⁾ Sie wurde erst 1608 unter dem Titel: «Historica Johannis Fabricii Montani oratio, qua et vita reverendi in Christo patris Conradi Pellicani et brevis temporis illius res continentur» in Marburg publiziert von Raphael Egli, dem Sohn Tobias Egli's, des Nachfolgers unseres Fabricius, in dessen Hände das Manuscript gelangt war.

zum zweiten Male, und zwar mit Agathe, einer Tochter des Professors der griechischen Sprache, Rudolf Collin. Die Ehe dauerte bis zum Tode beider Gatten und war mit Kindern reich gesegnet; jedoch von zwölfen waren 1565 nur drei Söhne am Leben.

Dreiundeinhalb Jahre hatte Fabricius in seiner Stellung als Provisor am Großmünster der Schule gedient und gleichzeitig die Kirche in Schwamendingen versehen, da wurde er auf Neujahr 1551 vom Rathe zum Pädagogus oder Zuchtmeister an der Fraumünsterschule, d. h. zum Vorsteher des mit ihr verbundenen Alumnates, auch der Zuchtthof genannt, befördert, ein Amt, das er mehr als sechs Jahre getreulich versah¹⁾. Er nahm in dieser Zeit seinen Vater zu sich; die Mutter war schon um 1540 gestorben, worauf der hochbetagte Mann — er stand bei der Uebersiedlung nach Zürich im hundertsten Lebensjahre — nochmals geheirathet hatte; es scheint aber, daß die zweite Frau inzwischen auch gestorben war. Johannes Jud meldet von dem Vater seines Betters, daß er schon völlig zu einem Kinde geworden war; „dann er zittert und klopft mit den Händen“; dem Sohne aber stellt er das Zeugniß aus, daß er seine Sohnespflicht getreulich erfüllt und den Vater „on underlaas erlich und wol“ gehalten habe. Noch ein Jahr etwa war dem Greise vergönnt, sich des aufblühenden Familienglückes des Sohnes und lieber Enkel zu erfreuen; dann starb er und fand beim Fraumünster die letzte Ruhe. Ein poetisches Denkmal setzte ihm in seinen Gedichten der treue Sohn.

Von der Wirksamkeit des Pädagogus an der Fraumünsterschule berichtet wieder Johannes Jud, dessen Worte wir hier

¹⁾ Hr. Ernst, Geschichte des Zürch. Schulwesens, S. 187, führt als Zuchtmeister für 1547—54 Künysen an und erst von 1554—57 Fabricius, was aber der eigenen Angabe des Lektorn widerspricht.

ohne Kürzung mittheilen, weil sie das ganze Wesen des Fabricius trefflich charakterisieren. Er schreibt: „Hernach ward er aus der schul und von der provisorien genommen und zu einem paedagogo verordnet den knaben zu dem Frauen-Münster; da bleib er by 6 jaaren, hielt sich gar eerlich, ernsthaftt und wol. Er war von natur ernsthaftt, tapfer, still, nam sich nit viler Lüten an, sondern hat fines beruffs und amts ein acht, ließ jeden das sin schaffen. Das ward im von vilen für ein hochfart gerächnet; man hat in für hochfertig und eerghtig, so es doch nit was. Dann diewyl er frömbd was und keine fründ und nothälffer oder patronen hat, muß er sich auch bas liden und stiller halten dann andere. Die studiosi hielten sich also, daß man von im vergut muß haben; denn er hielt gut ordinarz unter seinen discipulis. Sy forchtend in übel und studiertend wol under im. Syne besten fründ und gesellen warend D. Sebastianus Guldbeck, D. Rod. Funckius, Samuel Pellicanus, D. Suldricus Zuinglius; item seine schwäger, die Collini, und ich.“ Die guten Dienste, welche Fabricius in der früheren und seiner jetzigen Stellung der Schule leistete, wurden auch von der Behörde anerkannt und durch Verleihung des Bürgerrechtes belohnt; außerdem machte man ihm Zusicherungen, daß er noch zu höheren Aemtern berufen werden solle.

Ueber die Einrichtung der zürcherischen Schulen, die er ja aus eigener Praxis von Grund aus kannte, gab im Jahr 1554 Fabricius seinem ehemaligen Lehrer, dem Professor Andreas Hyperius in Marburg, in einem ausführlichen Schreiben Auskunft. Darin berichtet er auch von der ihm selbst obliegenden Aufgabe; er hatte danach sowohl Schüler, welche noch die Lateinschulen, als solche, die schon die Vorlesungen besuchten, unter sich — wie wir aus andern Quellen wissen, waren in der Regel fünfzehn Stipendiaten im Alumnat — und mußte ihre Studien beaufsichtigen, ihnen nachhelfen. Er erklärt deßhalb, die Arbeit,

welche die Professoren in ihren Vorlesungen hätten, habe er vielfach und mit Jedem von ihnen gemeinsam. Ganz speziell aber war ihm die Aufgabe überwiesen, die hebräische Sprache, von der Pellican in seiner Vorlesung nur einen kurzen Abriß gab, ausführlicher und eingehender mit den Schülern zu behandeln. Ferner mußte er Aufsicht darüber führen, ob sie auch in den Predigten gut aufgemerkt und sich die Grundzüge eingeprägt hatten. Am Sonntag vor dem Gottesdienst pflegte er eine Epistel des Paulus auszulegen, worauf er große Sorgfalt verwendete; doch konnte er in Folge der zahlreichen Vorlesungen und Predigten, die gehört werden mußten, sich in der Hauptsache auf kurze Andeutungen beschränken.

Als Freunde des Fabricius sind außer denen, die Johannes Jud an der oben mitgetheilten Stelle namhaft macht, noch zwei zu nennen, die Jener wohl nur darum nicht anführt, weil er bloß gleichaltrige Männer im Auge hat, nämlich der Reformator Heinrich Bullinger und der berühmte Zürcher Naturforscher Conrad Gesner. Wie nahe Fabricius dem erstern gestanden haben muß, dafür konnte bis jetzt freilich erst ein Zeugniß angeführt werden, daß nämlich Bullinger bei der erstmaligen Verheiratung des jungen Mannes geradezu Vaterstelle vertrat; aber selbst wenn auch dieser Anhalt uns fehlte, ließe doch das innige Verhältnis zwischen Beiden, das später in ihrem Briefwechsel zu Tage tritt, keinen Zweifel, daß schon vorher sie mit einander sehr vertraut gewesen sein müssen. Schon als Nefte Leo Jud's, bei dessen Tod Bullinger an Badian schrieb: „Mit diesem theuren Bruder ist ein guter Theil meines Lebens dahingeshieden,“ mußte Fabricius ihm theuer sein, und wie dieser später im Hause des Reformators gleich einem Familienglied verkehrte, so war er jedenfalls schon in der Zeit der Wirksamkeit in Zürich im Familien- und Freundeskreise völlig heimisch; Bullinger selbst aber

scheint er um seiner Charaktereigenschaften und geistigen Anlagen willen besonders lieb geworden zu sein.

Etwas anders geartet war das Verhältniß zu Conrad Gesner. Fabricius war, wie übrigens eine ganze Reihe unter den Zöglingen der Zürcher Schule jener Zeit, keineswegs nur einseitiger Theologe, sondern besaß auch große poetische Begabung und legte außerdem ein ganz besonderes Interesse für die Naturwissenschaften an den Tag. Wie sein Freund Lotichius das in ihm schlummernde Dichtertalent zu wecken gewußt hat, so scheint er es auch gewesen zu sein, der ihm die Naturwissenschaften lieb machte oder doch die schon vorhandene Neigung noch verstärkte. Lotichius, der nachmals ein berühmter Arzt und Professor in Heidelberg wurde, pflegte vor Allem die Botanik mit großer Vorliebe und führte auch Fabricius in ihr Studium ein. Noch in einem Gedichte, das dieser etwa fünf Jahre nach ihrer Trennung an den Freund richtete, betheuert er, seine Liebe zu den Pflanzen und Gräsern sei nicht erloschen, und seine Freude sei es, in den Wäldern zu weilen und auf schattigen Höhen dem fernen Falle der Quellen zu lauschen, wie einst sie zusammen sich an diesen Genüssen ergötzt hätten.

Diese Vorliebe für die Pflanzenwelt und sinnige Naturbetrachtung führte ohne Zweifel Fabricius und Gesner, die beide dem Bullinger'schen Freundeskreise angehörten, näher zusammen. Noch waren der Leute, die für Naturbeobachtung Sinn hatten, nicht allzu viele; erst Gesner hat ja dazu den Anstoß gegeben, wie er auch als einer der Ersten Bergbesteigungen unternahm und Andere aneiferte, seinem Beispiel zu folgen. In der Widmungsepistel zu seinem Büchlein „Von der Milch und den Milchprodukten“, das 1541 erschienen ist, handelte er von der Bewunderung der Gebirgswelt und pries da seinem Freunde Jakob Vogel von Glarus gegenüber in ganz modern anmuthender Auffassung die Vorzüge solcher Bergbesteigungen für Leib und Seele.

Gerade diese Neigung aber theilte Fabricius mit Gesner, vielleicht eben durch ihn dafür gewonnen, und wie uns ein Gedicht seines Schwagers Theodor Collin zeigt, machte er auch mit seinen Schülern Ausflüge dieser Art, z. B. auf den Netliberg, leitete sie zur Naturbetrachtung an und lehrte sie die Pflanzen kennen. Auch später, als er in Chur Pfarrer war, benutzte er im Sommer und Herbst häufig schöne Tage zu Ausflügen in's Gebirge und größeren Alpenwanderungen. Allerdings verbanden sowohl Gesner wie sein jüngerer Freund mit ihren Bergbesteigungen vor Allem den Zweck, seltene Pflanzen zu sammeln oder Samen von solchen zu gewinnen; doch übte auch die Schönheit der Natur an sich und die wilde Großartigkeit der Gebirgswelt auf Beide mächtigen Eindruck.

Aber nicht nur botanische Studien bildeten ein Band zwischen Fabricius und Gesner; auch für die Zoologie ließ sich Jener gewinnen und verfaßte sogar unter der Anleitung und auf den Wunsch seines Lehrers ein Büchlein mit dem Titel: „Die Verschiedenheiten der Vierfüßler“, das gewissermaßen als Einführung auf diesem Gebiet dienen sollte für Leute, die noch völlig Neulinge waren oder nicht Zeit fanden, die ausführlichen Werke Anderer, besonders Gesner's gewaltigen Folioband zu studieren. Die Anordnung ist nach bestimmten, rein äußerlichen Gesichtspunkten in schematischer Weise getroffen; von selbständiger Naturbeobachtung zeugt die Schrift nicht, sondern bietet nur eine äußerst gedrängte Zusammenstellung dessen, was aus älteren und neueren Schriftstellern über die einzelnen Thiere mit Rücksicht auf diesen oder jenen Gesichtspunkt bekannt war. Immerhin steht das Werk an Brauchbarkeit noch weit über den mit ihm zu einem Band vereinigten „Sechs Büchern Ähnlichkeiten aus dem gesammten Thierreich“ Otto Werdmüller's, die eigentlich nichts mit der Naturwissenschaft zu thun haben, sondern eher zu bezeichnen sind als eine Anweisung, wie die ver-

schiedenen Thiere nach der Bibel und andern Schriften in Gleichnissen sich verwenden lassen. Die beiden Werke erschienen im Februar 1555 bei den Brüdern Andreas und Jakob Gesner in Zürich. Die vom 13. Februar datierte Widmung der Schrift des Fabricius ist an Jakob Mehß, gewesenen Bürgermeister, damals Landvogt in Eglisau, gerichtet; der Autor stattet durch sie seinen Dank ab für die freundliche Bewirthung, die er selbst mit seinen Gefährten im vorangehenden Jahr in Eglisau Seitens des Vogtes gefunden hatte, als sie gelegentlich einer Fußreise durch die zürcherische Landschaft auch einen dort wohnenden Freund besuchten.

Auch in die Geheimnisse der medizinischen Wissenschaft wurde Fabricius durch Gesner eingeführt. Näher aber als diese seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen liegt uns, was er auf dem Gebiete der Poesie geleistet hat. Im Jahr 1556 erschien im Verlag der Gebrüder Gesner in Zürich ein bescheidenes Bändchen: „Joannis Fabricii Montani poemata“. Darin sind enthalten: ein Buch kleinerer Dichtungen (Sylvæ, d. h. „Wälder“ betitelt), das erste Buch eines Epos „Von den zürcherischen Bürgermeistern“ und die „Elegie von Wilhelm Tell“. Verschiedene der kleineren Gedichte sind gelegentlich schon erwähnt worden; sie sind theils religiösen Inhaltes, so zwei „An Jesus Christus“, theils didaktischen, wie die Gedichte „Vom glücklichen Leben“ und „Von der Armuth“, dem Preis des Landlebens und der Einfachheit gewidmet. Die andern aber sind eigentliche Gelegenheitsgedichte; zwei von ihnen sind an Petrus Lotichius gerichtet, ein anderes an Josias Simler (Glückwunsch zu seiner Heirath mit Bullinger's Tochter) und verschiedene an andere Freunde; sodann finden wir ein Gedicht auf Ulrich Hutten, das wohl gelegentlich eines Ausflugs nach der Ufenau entstanden ist. Zu den meisten dieser Dichtungen aber hat die Trauer um Verstorbene den Anlaß gegeben; nicht nur der Tod der nächsten

Angehörigen, der ersten Gattin und Tochter, sowie später des Vaters und eines jungen Schwagers Johannes Collin, auch der ferner stehender Personen aus dem Freundeskreise läßt Fabricius seinem Schmerze in Versen Ausdruck leihen. In all' diesen Gedichten aber, die zum Theil antiken Strophengebäude aufweisen, bekundet sich eine nicht alltägliche poetische Begabung und sichere Beherrschung der Form¹⁾. Den Schluß der kleineren Dichtungen bilden die schon genannte poetische Beschreibung einer Besteigung des Uetliberges durch Fabricius und seine Schüler, die nicht ihn selbst, sondern seinen Schwager und Schüler Theodor Collin zum Verfasser hat (1551 gedichtet), und eine Grabchrift auf den theuren Oheim Leo Jud. Das anschließende epische Bruchstück „De consulibus Tigurinis“ („Von den Zürcher Bürgermeistern“) ist nur bis zum Ende des ersten Buches gediehen; es behandelt die Geschichte Rudolf Brun's bis zum Treffen bei Lätwil (1351) in etwas mehr als dreihundert Hexametern. Eine Fortsetzung mag geplant gewesen sein, ist aber wohl nie zur Ausführung gekommen. Die letzte Stelle in dem Bändchen nimmt die Elegie von Wilhelm Tell („De Wilhelmo Thellio elegia“) ein. Nach einem ihr vorausgeschickten Vorwort in Form eines Schreibens an Pellican, vom 1. März 1556, hatte Fabricius schon mehrere Jahre vorher (wahrscheinlich 1548) das Gedicht dem verehrten Mann, als dieser die Heilquellen in Baden aufsuchte, als ein kleines Badegeschenk, wie sie damals allgemein üblich waren, gewidmet, und gab jetzt diese Jugendarbeit, obschon sie ihn nicht mehr befriedigte, mit seinen andern Dichtungen zum Druck, um Andere zur Behandlung des gleichen Gegenstandes anzuspornen. Das aus 67 Distichen bestehende Gedicht, wohl im Anschluß an

¹⁾ Einige dieser Gedichte sind zusammen mit der prosaischen und der poetischen Autobiographie des Fabricius von Theodor Vulpinus in Uebersetzung herausgegeben worden in Heft XVIII der Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen (Straßburg 1894).

das alte Tellenlied bearbeitet, gibt noch nicht die Ueberlieferung von der Tödtung Gessler's durch Tell wieder. Es scheint mit Beifall aufgenommen worden zu sein, da in Bern vor der Veröffentlichung durch den Autor selbst ein Druck erschienen ist.

Unter diese Sammlung der eigenen Dichtungen hat Fabricius an vorletzter Stelle auch das umfangreiche Gedicht (269 Distichen) aufgenommen, in welchem Johannes Altus die Hochzeit des Freundes mit Katharina Stutz verherrlicht hatte. Er that dies, wie er in einem Schreiben an die Brüder des Verstorbenen vom 1. März 1556 auseinandersetzt, obwohl er wußte, daß Jener Verbesserungen daran hätte anbringen wollen, in der Absicht, dem früh verlorenen Freunde wie der ersten Gattin ein Andenken bei der Nachwelt zu sichern, und es läßt sich nicht leugnen, daß diese Probe von der poetischen Begabung des Johannes Altus bei längerem Leben zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hätte.

* * *

Im Jahr 1557 erging an Fabricius der ehrenvolle Ruf, an die Spitze der bündnerischen reformierten Kirche zu treten. Johannes Comander, der als Prediger an der Martinskirche zu Chur fast ein Vierteljahrhundert für die Reformation gewirkt hatte, war mehr als siebenzig Jahre alt gestorben, und es handelte sich darum, einen tüchtigen Nachfolger zu gewinnen, was keineswegs leicht war. Denn es paßte, wie später beim Tode des Fabricius Altlandammann Joachim Bälgi von Glarus in einem Brief an Bullinger treffend auseinandersetzte, nicht Jeder auf diesen Posten, mochte er noch so gelehrt sein; sondern die Stelle erforderte wegen der religiösen und politischen Spaltung im Lande einen Mann, der auch in den Welthändeln sich leicht zurechtzufinden wußte und nach Bälgi's Ausdruck „uff alle sättel und pferd“ sich verstand.

Auffällig erscheint es unter diesen Umständen, daß nicht Comander's nächster Amtsbruder, Philipp Gallicius, 1504 geboren und seit 1551 Prediger an der Regularkirche in Chur, der als ein geborner Bündner mit allen Verhältnissen auf's Beste vertraut war, an die als erste im Lande geltende Pfarrstelle berufen wurde, sondern der Churer Rath sich an die Zürcher wandte mit dem Ansuchen, ihnen einen tüchtigen Mann zu überlassen. Die Gründe, weshalb Gallicius trotz der großen Verdienste, die er sich um die Reformation, besonders im Engadin, erworben hatte, bei diesem Anlaß übergangen wurde, sind uns nicht bekannt; wir können sie nur ahnen. Jedenfalls geschah es nicht ohne Absicht und nicht mit seinem Willen; vielmehr deuten Aeußerungen in den Briefen aus dieser Zeit darauf hin, daß er Bullinger einen Theil der Schuld beimaß, und zwar, wie es scheint, mit Recht. Der Zürcher Reformator kannte den mit ihm fast im gleichen Alter stehenden Bündner zwar nicht persönlich, jedoch aus etwa zwanzigjährigem Briefwechsel, und wenn er auch seine Verdienste willig anerkannte und die Schwierigkeiten nicht unterschätzte, mit denen jener zu kämpfen hatte, war ihm doch so manches bekannt, was ihm Gallicius nicht als den charakterfesten Mann erscheinen ließ, der für den verantwortungsreichen Posten gefordert werden mußte.

Auch für den Rath von Zürich war es keine leichte Aufgabe, den Mann zu finden, der mit guter Zuversicht den Churern empfohlen werden durfte. Daß die Verhältnisse in Bünden weit weniger einfach lagen als in ihrem eigenen Gebiet, war den Rathsherren nicht verborgen; denn Manche unter ihnen hatten schon Gelegenheit gehabt, einen Einblick in das dortige Parteigetriebe zu gewinnen, wenn sie in's Land gekommen waren, um in Zwistigkeiten oder Unruhen zu vermitteln. Sie wußten daher recht wohl, daß es galt, eine Persönlichkeit zu finden, die mit großer Einsicht und Thatkraft ein vorsichtiges, nicht durch

Schroffheit verlegendes Auftreten verband. Wenn trotzdem die Wahl des Rathes auf den erst im dreißigsten Jahre stehenden Zuchtmeister am Fraumünster fiel, so ist dieß das beste Zeugniß für die große Anerkennung, die Fabricius für sein bisheriges Wirken in Kirche und Schule von der Behörde gezollt wurde, und ebenso für die günstige Meinung, die Bullinger von dem Neffen seines verstorbenen Freundes hegte. Denn unzweifelhaft war sein Rath für die Wahl bestimmend gewesen. Bei seiner Entscheidung ließ sich der Reformator aber nicht blindlings von seiner Vorliebe leiten, sondern hatte sicher reiflich erwogen, ob der bis dahin fast nur den gelehrten Studien ergebene, dem Getriebe der Welt fernstehende junge Freund sich werde behaupten können in einer Stellung, deren Schwierigkeiten er selbst in Folge langjähriger Verbindung mit den bündnerischen Reformatoren wohl zu beurtheilen wußte. Das feste Vertrauen auf den lautereren, frommen Charakter seines Schüklings mag für Bullinger den Ausschlag gegeben haben; zugleich aber hegte er offenbar die Zuversicht, daß jener die mangelnde Weltkenntniß sich rasch aneignen werde, und wie die Folge zeigte, hatte er sich hierin nicht getäuscht.

Ende Februar 1557 kam Fabricius, von einem zürcherischen „Ueberreiter“ geleitet, nach Chur, um die Probepredigt zu halten. Gallicius bemerkte über sie in einem Brief an Bullinger, er habe aus ihr ersehen, daß der Bewerber für das Predigtamt außerordentlich befähigt sei, und ähnlich lautete offenbar das allgemeine Urtheil. Fabricius kehrte nach Zürich zurück mit einem Schreiben des Rathes, das außer der Bitte um seine Ueberlassung auch die Anstellungsbedingungen enthalten haben mag, und wurde jetzt den Churern zunächst auf drei Jahre zugesagt. Sein Vetter berichtet darüber: „Er nam disen eerlichen bruff mit fröuden an; doch begärt er an unser gnädige herren, daß man im brief und sigel gäben wölte, daß er sinen regressum

wider zu inen haben sölte und möchte; auch daß man inn des diensts, der ghorjamme und arbeit hernach wölte lassen genießen und siner künden in gnaden indänk sin. Dise brief wardend im bester form.“

In der zweiten Woche April erfolgte die Uebersiedlung. Damals und noch lange nachher benützte man für die Reise nach dem Bündnerland von Zürich aus bis Walenstadt allgemein die Wasserstraße. Allwöchentlich fuhren an bestimmten Tagen die Schiffe, auf welche die Bündner Kornhändler das auf dem Markt in Zürich gekaufte Getreide verladen hatten, den See aufwärts und durch die Limmat (und Maag) dem Walensee zu, und auch die Reisenden pflegten diese Kornschiffe zu benützen. Erst in Walenstadt, wo sich eine große Suft befand, wurden die Waaren ausgeladen und von da auf Wagen weiter geführt, während die Reisenden, wenn ihre Mittel es erlaubten, Pferde oder Wagen bestiegen, andernfalls zu Fuß weiter zogen. Fabricius hatte mit seiner Familie bis Walenstadt eine günstige Fahrt; er schreibt, sie seien über den See förmlich dahin geflogen. Ein vom Churer Rath entgegen geschickter Reisewagen erwartete den neuen Pfarrherrn, und auch Frachtgelegenheit für den Hausrath war vorgesehen. Die Kosten aber durfte nachträglich, was ihn offenbar keineswegs angenehm berührte, der Einziehende selbst bestreiten. Die Ankunft in Chur mag um den 9. April erfolgt sein. Von dem Empfang, der Fabricius zu Theil wurde, wird in seinen Briefen leider nichts berichtet. Dagegen ist anderwärts ¹⁾ überliefert, eine Abordnung, die aus den angesehensten Angehörigen seiner Kirchgemeinde bestand, sei ihm mehrere Meilen weit bis nach Sargans entgegen gezogen, und die ganze Bevölkerung habe ihn mit lautem Jubel aufgenommen.

¹⁾ A. Porta, Historia reformationis ecclesiarum Ræticarum I, 2, S. 279.

Sozusagen mit der Ankunft des Fabricius in Chur beginnt ein Briefwechsel zwischen ihm und Bullinger, der durch mehr als neun Jahre von beiden Seiten mit solchem Eifer unterhalten wurde, daß die noch erhaltenen Briefe Bullinger's zu einem Band von mehr als sechshundert Seiten vereinigt werden konnten und die in vielen Bänden verstreuten Briefe seines Schülers zusammen einen Band von ähnlichem Umfang füllen würden. In dieser Correspondenz können wir nicht nur Schritt für Schritt verfolgen, wie Fabricius sich mit großer Energie in die ungewohnte Thätigkeit einlebte und darauf unter schwierigen Verhältnissen den an ihn gestellten Anforderungen gerecht zu werden wußte, freilich stets berathen und aufgerichtet durch den treuen Freund, sondern es tritt uns daraus auch ein durch keinen Mißton getrübt, inniges Verhältniß zwischen dem Meister und seinem Schüler entgegen, wie es zwischen Vater und Sohn nicht schöner bestehen kann. Schon rein äußerlich ist der Umfang der Correspondenz ein sprechendes Zeugniß dafür, wie nahe die beiden Männer einander gestanden haben müssen. Ein so unermüdlicher Briefschreiber Bullinger auch war, zu einem so regen Verkehr hätte ihn die bloße Rücksicht auf die besondere Bedeutung, die er dem engen Anschluß der bündnerischen reformierten Kirche an die zürcherische beimaß, doch kaum bestimmen können; es muß vielmehr persönliche Zuneigung ihn dazu veranlaßt haben.

Die vielseitige Thätigkeit des Fabricius in Chur und sein Verhältniß zu Bullinger an Hand dieses Briefwechsels im Einzelnen zu verfolgen, ist hier nicht möglich; wir können nur den Versuch machen, das Wichtigste herauszuheben, um wenigstens andeutungsweise ein Bild davon zu geben.

Schon von Walenstadt aus hatte Fabricius seinem Schwiegervater Bericht von der bis dahin glücklichen Reise gesandt, und Collin hatte am 9. April mit einem poetischen Gruß erwidert, worin er, wie Bullinger in einem Briefe vom gleichen

Tag, seiner Freude darüber Ausdruck lieh und glückliche Ankunft in Chur wünschte. Darauf mag Fabricius den Angehörigen in den ersten Wochen über die weitere Reise und den Empfang in Chur Mittheilung gemacht haben; doch ist uns davon nichts bekannt, da die Familienbriefe verloren gegangen sind. An Bullinger zu schreiben, fand er erst am 19. April die nöthige Muße, und dieser Brief blieb erst noch eine Woche liegen, ehe er, um ein Postscriptum erweitert, befördert werden konnte, offenbar, weil sich der Feiertage wegen kein Bote fand. Fabricius war nämlich gerade auf die Osterzeit in das neue Amt eingetreten und hatte so gleich Gelegenheit, den Umfang der übernommenen Aufgabe kennen zu lernen. Die große Zahl der Predigten fiel ihm sehr schwer; er klagte, erst jetzt erkenne er, welch' gewaltige Last ihm aufgelegt sei; kaum bleibe ihm Zeit, sich zu sammeln und aufzuatmen. Wäre nicht in der ganz unerwarteten Berufung so sichtlich Gottes Fügung zu gewahren, so müßte er fürchten, von innerer Unruhe aufgerieben zu werden. Was ihn so bedrückte, war aber keineswegs nur die Arbeitslast, auch nicht der Umstand, daß er das Leben in Chur sehr theuer fand, — es koste Alles doppelt so viel wie in Zürich, schreibt er, — sondern ihn beunruhigte vor Allem die Sorge, wie wohl das Verhältniß zu seinem Amtsbruder sich gestalten und ob er im Stande sein werde, in der bündnerischen reformierten Kirche, an deren Spitze er jetzt stehen sollte, bessere Zustände zu schaffen. Denn in der kurzen Zeit seit der Uebersiedlung nach Chur hatte er schon mancherlei erlebt und noch mehr vernommen, was geeignet war, seine frohe Zuversicht herabzustimmen. Daß Gallicius in Folge der erfahrenen Zurücksetzung den ihm vorgezogenen, noch dazu weit jüngeren neuen Prediger mit kühler Reserve aufnahm, hatte dieser wohl selbst kaum anders erwartet; doch mochte er gehofft haben, es werde bald gelingen, ein freundschaftliches Verhältniß herzustellen. Aber es hatte gar nicht

den Anschein, als ob das so leicht möglich sein werde; vielmehr sah Fabricius schon in den ersten Wochen sich genöthigt, seinem Collegem recht scharf entgegen zu treten, und was er sonst über diesen vernahm, mußte ihn mit banger Sorge für die Zukunft erfüllen.

Jener Johannes Pontifella, der Anfangs der Vierziger Jahre als Provisor am Großmünster und Pfarrer von Schwamendingen die gleiche Stelle wie später Fabricius bekleidet und dessen Uebersiedlung nach Chur dem Dektern Gelegenheit zu seinen ersten Versuchen im Predigen geboten hatte, war jetzt in seiner Stellung als Rektor der Nikolaischule in Chur, d. h. des Gymnasiums des Gotteshausbundes, gefährdet und zwar hauptsächlich deshalb, weil er sich mit Gallicius nicht recht zu vertragen wußte. Woraus die beidseitige Abneigung entstanden war, ist nicht bekannt; jedenfalls trugen Beide Schuld an den Mißhelligkeiten. Pontifella mag sich verletzt gefühlt haben, weil Gallicius, auch als er aus dem Engadin nach Chur übergesiedelt war, seine Söhne selbst unterrichtete, statt sie in die öffentliche Schule zu schicken. Umgekehrt aber trachtete dieser, der kurz vor Pontifella etwa ein Jahr lang an der gleichen Schule gelehrt hatte, offenbar danach, Einfluß auf sie zu gewinnen, und da er nicht wie sein Vorgänger Blasius zum Schulherrn ernannt worden war, wußte er es dahin zu bringen, daß die Wahl eines besondern Schulinspektors beschlossen und er selbst hiefür in Aussicht genommen wurde. Dagegen aber sträubte sich Pontifella, wollte ihn nicht zum Vorgesetzten haben und hatte durch allerlei ungeschickte Reden es schließlich so weit gebracht, daß ihm schon auf den Herbst 1556 die Stelle gekündigt worden war. Gleichwohl war die Angelegenheit noch nicht erledigt, sollte aber jetzt entschieden werden.

Nun war es sehr natürlich, daß Fabricius in Chur vor Allem zu Pontifella sich hingezogen fühlte; denn dieser war

gleich ihm ein Zögling der Zürcher Schule, hatte zürcherische Stipendien genossen, war in den Dienst der dortigen Kirche getreten und dann von der Behörde auf das Gesuch der Schulherren in Chur den Bündnern als Rektor ihrer Lateinschule überlassen worden. Er konnte also dem neuen Pfarrherrn so recht als ein Schicksalsgenosse gelten, und es war fast selbstverständlich, daß dieser gerade bei ihm Rath und Belehrung über die neuen Verhältnisse suchte. Für die Beziehungen zu Gallicius aber war das nicht sehr förderlich. Schon daß Fabricius, als gegen Ende des Monats Pontifella's Sache vom Churer Rath behandelt wurde, sich des Freundes energisch annahm und dabei dem Amtsbruder kräftig entgegentrat, mußte diesen erbittern. Da Gallicius aber gleichwohl Verweisung der Angelegenheit an die erst nach Pfingsten zusammentretenden Commissarien des Gotteshausbundes durchsetzte, während Fabricius beantragt hatte, der Rath solle sich sofort schriftlich bei ihnen für Pontifella verwenden, konnte er glauben, seinen Zweck doch erreicht zu haben; wenigstens fürchtete Fabricius, Pontifella werde „armut halb“ sich nicht mehr so lange halten können, und bat deshalb Bullinger dringend, zu seinen Gunsten an den Bürgermeister Ambrosius Marti zu schreiben; wolle dieser „sich dahinder legen“, so glaube er, „Philipus müßte abstan“.

Schlimmer aber als diese Differenz in einer Sache, über die ja Fabricius in guten Treuen anderer Meinung sein konnte, war der Umstand, daß er, offenbar aus Pontifella's Mittheilungen, von dem Kollegen eine äußerst ungünstige Meinung gewonnen hatte. Wenn schon er keinen Namen nennt, kann doch nur Gallicius gemeint sein, wenn er schreibt, es bedrücke ihn, daß er es mit einem hinterlistigen Menschen zu thun habe: „Wollte ich Dir seine Umtriebe schildern, das Papier ginge mir aus.“ Und nur auf Jenen kann es gehen, wenn Fabricius, auf die kirchlichen Zustände übergehend, bemerkt: Genaueres

könne er noch nicht berichten; jedenfalls seien viele Gemeinden ohne Pfarrer. Aber es hänge Alles ab vom Gutdünken eines Einzigen, und der sei, so viel er merke, den Zürchern nicht hold. „Er wurd' ee kämifäger anstellen.“ Wollte er sich nicht Mäßigung auferlegen, so wäre über die unwürdigen Zustände gar Viel zu schreiben zc.

Wie sollte bei solchen Ausichten Fabricius frohen Muthes der Zukunft entgegensehen? Das daraus entspringende Gefühl der Unsicherheit mußte aber noch erhöht werden durch den inzwischen gewonnenen Einblick in die sonstigen Verhältnisse, deren gänzliche Verschiedenheit von allem bisher Gewohnten ihm erst in diesen Wochen so recht zum Bewußtsein gekommen sein mag. Denn nicht nur die staatlichen Zustände Graubündens, diese bis zum Uebermaß ausgebildete Demokratie, mußten ihn, mit der aristokratischen Regierungsart von Zürich verglichen, höchst fremdartig anmuthen, sondern es waren da auch noch andere, ganz ungewohnte Verhältnisse, in denen sich zurechtzufinden er erst lernen sollte. Es galt, sich klar zu werden, welche Stellung er dem Bischof und seinen Domherren gegenüber einzunehmen und ebenso, wie er sich dem französischen Gesandten gegenüber zu verhalten habe. Von Ersterem zwar glaubte Fabricius sich Gutes versprechen zu dürfen, da zuverlässige Leute versicherten, er habe früher Bullinger's erklärende Schriften eifrig gelesen; auch war ein Canonicus dem neuen Pfarrherrn unerwartet freundlich entgegengekommen, und der Bischof selbst, mit dem Fabricius, ehe er seinem Briefe die Nachschrift beifügte, zusammengetroffen war, hatte sich ebenfalls sehr freundlich zu ihm gestellt und sich zu allem Guten erboten. Vom französischen Gesandten sodann war Fabricius schon mehrmals mit Einladungen beehrt worden; doch war er entschlossen, zunächst sowohl ihm wie dem Bischof gegenüber sich zurückhaltend zu zeigen, bis er einen besseren Einblick in alle Verhältnisse gewonnen habe.

Bullinger, der mit Spannung den ersten Berichten des jungen Freundes entgegengesehen haben mag, ließ es nicht an ermuttigendem Zuspruch fehlen, so daß Fabricius in seinem nächsten Briefe (vom 17. Mai) ihm seinen Dank aussprach dafür, daß er so häufig schreibe und ihn hierin ganz gleich einem Sohne halte; noch kein Bote sei von Zürich ohne einen Brief gekommen (uns freilich sind gerade diese ersten Schreiben nicht alle erhalten). Die Belehrung und Aufrichtung, die er daraus schöpfen könne, thue ihm sehr Noth; denn bis dahin habe er wohl längere Zeit sich auf dem Felde der Musen eifrig getummelt und vielleicht sich einige Gelehrsamkeit angeeignet, dagegen keine oder nur geringe Lebenserfahrung. Von Natur der Einsamkeit zugethan, die ja auch von den Musen bevorzugt werde, habe er am liebsten sie aufgesucht; jetzt aber dürfe er nicht mehr der stillen Naturbetrachtung sich hingeben, sondern müsse sich den Menschen, den seiner Obhut anvertrauten Christen widmen und könne gar nicht sagen, wie sehr ihm da der väterliche Rath und Zuspruch zu Gute komme. Was Bullinger von der Frömmigkeit und Rechtschaffenheit des französischen Gesandten, Mathias Coignet, ihm geschrieben, sei ihm sehr lieb zu vernehmen; wenn Jener nur die Geschäfte seines Königs führen könne, ohne daß die Sache der Kirche dadurch Schaden nehme. Im Uebrigen habe er selbst inzwischen dem Gesandten erklärt, daß er mit seinem Amtsgenossen darnach trachten werde, dem Bündnervolke seine Freiheit ungeschmälert zu erhalten. Und auf den Einwand des Gesandten, daß man doch sein Wort selbst einem Feinde halten müsse, habe er entgegnet: in Kriegsgeschäfte mische er sich nicht; jedoch als Diener des göttlichen Wortes werde er, so viel an ihm liege, Alles aufwenden, um die Bürger vom Solddienst abzubringen, und diesen Vorsatz habe der Gesandte selbst nicht mißbilligen können, dem er im Uebrigen sich zu allen Diensten erboten habe, die einem rechten Mann und Christen

anstünden. Ueber die herrschende Stimmung im Land berichtet Fabricius, es bestehe im Obern Bund, wie es heiße, in Folge der Umtriebe kaiserlicher Gesandter, die sich in den letzten Wochen im Lande aufgehalten hätten, Neigung, das französische Bündniß zu kündigen. Er selbst aber hatte in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Chur schon die Ueberzeugung gewonnen, daß kaum daran zu denken sei, daß das Bndnervolk je von der Hineigung zu dem fremden Kriegsdienst abgebracht werden könnte; denn da jede Gemeinde ihr eigener Herr sei, bestehe weit größere Gefahr zwiespältigen Handelns als in einem Lande, wo eine Oberbehörde über Wohl und Wehe der Unterthanen zu entscheiden habe, und gesetzt auch, daß man heute das Bündniß mit Frankreich aufgeben wollte, so würde man vielleicht bei erster Gelegenheit sich selbst darum bewerben oder gar ein Bündniß mit dem Kaiser eingehen, was noch schlimmer wäre und einen Bürgerkrieg erzeugen könnte.

Bullinger antwortete auf den Brief schon nach wenigen Tagen (am 21. Mai) in durchaus zustimmendem Sinne. Selbstverständlich trete Fabricius, der aus der stillen Studierstube pllich mitten in's Weltgetriebe hineingestellt sei, manches Ungeahnte entgegen, und es gebe für ihn gar Viel zu lernen; doch solle er nur guten Muthes sein; mit Gottes Beistand werde es wohl gelingen, und ein Tag lehre den andern. Er solle stets an den Spruch denken: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falch wie die Tauben,“ und möge darnach trachten, die Reinheit des Glaubens und der Lehre zu erhalten. Die Freundschaft Friedrich's von Salis (dem Fabricius durch ihn empfohlen war) werde sich gewiß als nützlich erweisen, und auch zum französischen Gesandten könnten ohne Schaden für das Land gute Beziehungen unterhalten werden. Bullinger legte darauf deshalb Gewicht, weil er hoffte, durch Coignet auf den französischen Hof im Interesse der Glaubensgenossen in Frankreich einwirken

zu können. Im Uebrigen billigte er durchaus das Verhalten des Fabricius in Hinsicht auf das französische Bündniß und die Ansicht, daß es einem Bündniß mit dem Kaiser doch noch weit vorzuziehen sei.

Allmählich gewöhnte sich Fabricius an die bündnerischen Verhältnisse und verlor jenes bange Gefühl, das in den ersten Wochen auf ihm gelastet hatte. Zwar kosteten ihn die häufigen Predigen noch immer viel Arbeit, und er klagte, daß er in Folge der Ueberlastung keine Lust zur Aufnahme der früheren Studien mehr fühle; jedoch hatte er die Befriedigung, seine Predigten eifrig besucht zu sehen, und durfte sich großen Entgegenkommens von Seiten der Bürgermeister und des Rathes wie der Bürgerschaft rühmen. Auch das Verhältniß zu Gallicius gestaltete sich leidlicher. Fabricius schreibt darüber zu Ende des Jahres, sie seien einander jetzt etwas näher gekommen; er gibt zu, in der ersten Zeit einen Fehler begangen zu haben, dadurch, daß er zu hitzig für Pontisella eintrat, weil er sah, daß mit Zurückhaltung nichts auszurichten sei; doch glaubt er immerhin, nicht anmaßend gewesen zu sein. Pontisella's Sache hatte inzwischen doch noch einen für diesen günstigen Ausgang genommen; er war wieder als Rektor bestätigt worden und bekleidete, ohne daß weiterhin etwas von Klagen und Zerwürfnissen verlautet, das Amt bis zu seinem Tod.

Im November des Jahres hatte ein Landgeistlicher um Rath gebeten, wie er es zu halten habe mit einem Knaben, der von einem Laien getauft war. Die beiden Pfarrer in Chur waren nicht der gleichen Ansicht; Fabricius wollte die Taufe, vorausgesetzt, daß sie in gehöriger Weise, d. h. im Namen des Vaters, Sohnes und h. Geistes vorgenommen sei, gelten lassen, den Laien aber, der sie vorgenommen, der Civilbehörde überweisen; denn seine Handlung sei keinesfalls zu billigen. Gallicius dagegen glaubte, das Kind müsse unter allen Umständen nochmals

getauft werden, damit nicht das Ansehen der Geistlichkeit Schaden leide; schließlich erklärte er sich jedoch einverstanden, Bullinger's Urtheil einzuholen. Dieser theilte die Auffassung des Fabricius. In seiner Antwort beklagte er sich, daß Gallicius ihm nicht mehr schreibe (vom 10. April bis 13. Dezember 1557 liegt kein Brief von ihm vor), worauf dieser erwiderte, da Bullinger seit Ankunft des Fabricius nie mehr an ihn geschrieben habe, sei er der Ansicht gewesen, seine Briefe seien nicht willkommen, und er habe, da ja doch der Amtsbruder regelmäßig berichte, nicht lästig fallen wollen. In der Tauffrage wagt er Bullinger's Ansicht nicht entgegen zu treten, rechtfertigt aber seinen Standpunkt durch den Hinweis auf den bisher in Bünden beobachteten Brauch, der seinen Grund darin habe, daß manche Gemeinden begonnen hatten, allgemein die Saisentaufe zu üben und nun überhaupt keine Geistlichen mehr nöthig zu haben meinten.

Die Meinungsverschiedenheit in dieser Frage hinderte jedoch nicht, daß zwischen den beiden Pfarrern im Uebrigen sich ein leidlich gutes Einvernehmen anbahnte, und zu Anfang des folgenden Jahres brachte gemeinsame Bemühung um die Sache der Reformation sie einander noch näher¹⁾. Der Abt von Pfäfers, dem vor der Reformation in Chur gewisse Zehnten zugestanden waren, hatte schon in den Vierziger Jahren Anstrengungen gemacht, sie wieder zu erlangen, jedoch vergeblich. Jetzt wurde die Angelegenheit neuerdings betrieben, und auf einem Tag, der am 10. Januar 1558 in Walenstadt von Boten der VII alten Orte und der III Bünde wegen anderer Anstände gehalten wurde, sollte auch die Beschwerde des Abtes behandelt werden. Die Beklagten waren aber nicht erschienen, sondern hatten verlangt, vor ihrem ordentlichen Richter, d. h. vor dem Gericht in Chur belangt zu werden. Deshalb legten die Boten der VII Orte

¹⁾ Vgl. zum Folgenden Ferd. Meyer, Mißlungener Versuch zc. im Schweizer. Museum 1838.

den Bündnerischen auf, dafür zu sorgen, daß die Zehntpflichtigen angehalten würden, den Zehnten zu entrichten oder das Recht in Walenstadt zu suchen. Bei diesem Anlaß hatte namentlich der zürcherische Abgeordnete, Rathsherr Sproß, eine recht kräftige Sprache geführt, was man in Chur gar nicht gern hörte, weil die Entscheidung des Streites ganz bedenkliche Folgen nach sich ziehen konnte. Schon ließen nämlich auch die Domherren öffentlich verlauten, wenn der Abt den Zehnten behauptete, so hätten sie eine Handhabe, mit Hülfe der Eidgenossen oder der katholischen Partei in Bünden, die ihnen vorenthaltenen Zehnten wieder an sich zu ziehen, wodurch das arg gesunkene Ansehen des Bisthums und sein Einfluß wieder sehr gehoben worden wäre zum Nachtheil der Reformation; außerdem war zu befürchten, daß eine solche gewaltsame Aenderung der Besitzverhältnisse, die sich seit der Reformation herausgebildet hatten, auch sonst gefährliche Erregung im Lande hervorrufen könnte.

Es ersuchte deshalb der Churer Bürgermeister Tscharner Fabricius, er möge Bullinger genauer von der Sachlage unterrichten und ihn bitten, auch den Rath in Zürich darüber aufzuklären. Fabricius legte in seinem Schreiben außerdem dar, wie das beste Mittel, das Bisthum zu stürzen, in der Hinterhaltung der Einkünfte bestehe; sollten dagegen die Domherrenstellen wieder einträglicher werden, so würden wie vor Zeiten die adeligen Geschlechter darnach trachten, sie mit ihren Angehörigen zu besetzen, und würden deshalb das Bisthum zu erhalten suchen. Andernfalls, wenn das Bisthum gestürzt werden könnte, sei freilich nur geringe Aussicht, für die Kirchen und Schulen viel zu retten; das Meiste würde unter die elf Gerichte des Gotteshausbundes vertheilt werden. Aber gleichwohl müsse man jetzt einzig darnach trachten, den Sturz herbeizuführen, und das Uebrige der Zukunft überlassen. Fabricius nahm damit ein Unternehmen, das schon einige Jahre vorher Galli-

cius durchzuführen gesucht hatte, wieder auf; er meinte, der Bischof selbst würde in einen Auskauf willigen, und ebenso würden die Domherren sich zufrieden geben, wenn man sie auf Lebenszeit im Genuße ihrer Pfründen ließe. Bullinger, der 1554 Gallicius seinen Rath für die geplante Reformation des Bisthums zugesagt hatte, hegte dieß Mal schwere Bedenken. Sowohl dem Abt von Pfäfers wie dem Bisthum gegenüber konnte man nämlich für ein Vorgehen in der beabsichtigten Weise sich einzig auf eine Bestimmung in den Glanzer Artikeln berufen, wonach Niemand schuldig sein sollte, Zehnten zu entrichten, über die nicht Brief und Siegel vorgewiesen werden könne. Diese Bestimmung aber erschien dem Reformator und vielen andern Leuten unbillig; sie meinten, nicht derjenige, der einen Zins bezogen habe, müßte in einem solchen Fall sein Recht erweisen, sondern der Andere, der den Zins verweigern wolle, und dagegen helfe auch der Einwand, daß die Zinsen nicht richtig verwendet worden seien, nicht viel. So seien im zürcherischen Gebiet noch immer der Bischof und die Domherren von Konstanz im Genuß von Zehnten, die ihnen die Regierung nicht genommen habe; nur soweit, als sie selbst Herren seien und ihr Stift und Klostergut gehe, hätten sie reformiert, und auch die Unterthanen würden angehalten, den Aebten von Petershausen, Kreuzlingen, Fischingen, Rheinau, Wettingen, Muri, Einsiedeln und St. Gallen ihre Einkünfte zu entrichten. Deßhalb sei gar nicht zu erwarten, daß die Regierung ihre Hülfe und ihren Schutz Leuten angeeiden lassen werde, die ein gegentheiliges Vorgehen beabsichtigen. Als um diese Zeit Friedrich von Salis sich nach Zürich begab, besprach Bullinger, den Fabricius darum gebeten hatte, sich auch mit diesem eingehend, und sagte trotz der von ihm auseinandergesetzten Schwierigkeiten seine Hülfe für Ausarbeitung eines Reformationsplanes zu. Doch warnte er ausdrücklich davor, sich in irgend welche Gewaltthätigkeiten

einzulassen oder solchen beizustimmen, worauf Fabricius beschwichtigend erwiderte, er denke nicht an Gewalt, sondern sei gesonnen, auf gesetzlichem Wege vorzugehen. Der Streit mit dem Abt von Pfäfers wurde, wie auch Bullinger wiederholt gerathen hatte, nach einigen Monaten beigelegt durch gütliches Uebereinkommen, wonach sich der Abt mit einer mäßigen Loskaufsumme abfinden ließ. Den Plan einer Säkularisation des Bisthums aber, den dieser Streit angeregt hatte, mußten die Churer Pfarrer, da sie nirgends rechte Unterstützung fanden, fallen lassen, um ihn bei günstigerer Gelegenheit wieder aufzunehmen.

Um so mehr wandte Fabricius jetzt seine Aufmerksamkeit den kirchlichen Angelegenheiten zu, in denen ihm vermöge seiner Stellung die Führung zukam und die ihm viel Sorge und Mühe verursachten. Nicht nur daß die laue Haltung einflußreicher Männer der Sache der Reformation großen Abbruch that, so in Chur selbst die Heirath einer Tochter des Bürgermeisters Ambrosius Marti mit dem Bruder des Dompropstes, einem Herrn von Salis, bei welchem Anlaß sich Fabricius auch über den zweiten Bürgermeister Tscharner weniger günstig als sonst äußert, sondern es herrschten fast im ganzen Lande Zustände, die einer Besserung dringend bedurften. Wohl war (wenigstens im Gotteshausbunde) die Mehrheit der Gemeinden der Reformation zugethan; aber kaum die Hälfte war mit Pfarrern versehen, und unter diesen gab es noch manche, die „verloffene“, von der Synode längst excommunicierte Prediger angestellt hatten, weil diese sich um geringes Geld dinge ließen. Zwar bestand ein Verbot der drei Bünde, keinen Geistlichen anzustellen, der nicht von der Synode oder wenigstens von den Churer Pfarrern examiniert und admittiert war; aber das Verbot wurde nicht beachtet: „Denn wer will die straffen, die selbst herren sind und ihn wöllend“. Es stand so schlimm, daß

Fabricius erklärt, man könne einem redlichen Man nicht einmal rathen, sich nach Bünden zu begeben und da eine Pfarrstelle anzunehmen, noch auch seine Kinder zum Kirchendienst heranzuziehen; denn selbst, wenn man noch Pfarrer hätte, so würde es am Gelde fehlen, um sie zu besolden. Es komme vor, daß vier Pfarreien in einem Thal kaum ein Einkommen von 70—90 Gulden aufbrächten; nehme dann einer eine solche Stelle an, so habe er den einen Sonntag da, den andern dort zu predigen, und die Besoldung müsse er selbst bei den Bauern einziehen, die ihm statt des Geldes meist nur Naturalien gäben. Dazu werde keiner für länger als ein Jahr angestellt; melde sich inzwischen ein anderer, der mit fünf Gulden weniger vorlieb nehme, so wähle man den. In einer Gemeinde im Bergell müsse man sogar jedes Mal erst das französische Jahrgeld abwarten, um den Pfarrer bezahlen zu können. Komme ferner einmal zur Seltenheit ein Prediger an einen Ort, wo man keinen eigenen habe, so höre man ihn an und lache, und wenn acht Tage später ein Priester sich einfinde, so mache man es dem ebenso. Eine weitere Schwierigkeit bestand sodann in der doppelten Landessprache; da sollte oft der Gleiche an einem Sonntag in der einen Gemeinde deutsch und am folgenden in einer andern romanisch predigen. Aber gerade an solchen Geistlichen, die des Romanischen kundig waren, bestand arger Mangel, und die Italiener, die in großer Zahl aus Italien nach den bündnerischen Unterthanenlanden flüchteten, konnten auch nicht herangezogen werden, weil sie von den Romanen nicht recht verstanden wurden und des Deutschen unfundig waren. Das einzige Mittel, diesen Mißständen abzuhelpen, wäre nach der Ansicht des Fabricius gewesen, „so gott sovhyl gnaad gäbe, das man möchte uß dem gestiftt, id est episcopatu, den kilchen zu hilff kommen; wenn man aber anhebt ze reden, wie man's nützlich möchte anwenden, so ist niemand daheim“.

Wie sehr solche Uebelstände Fabricius bedrückten und mit quälenden Sorgen erfüllen mußten, ist leicht zu ermessen; er schließt einen längern Brief, in dem diese Verhältnisse auseinandergesetzt sind, mit der Erklärung, ihm bleibe nichts übrig, als möglichst getreu seine Pflicht zu erfüllen und das Uebrige dem Herrn anheimzustellen. Bullinger konnte ihm darin nur beistimmen und sein Bedauern aussprechen, daß bei Einführung der Reformation an so vielen Orten die Kirchengüter ganz der Habgier zur Beute überlassen worden seien. Wo es möglich war, stand er seinem Schüler auch nach Kräften bei und verhalf wiederholt den Bündnern zu tüchtigen Pfarrern für erledigte Stellen, so namentlich wiederholt für Davos; andere Male aber erwiesen auch Leute, die er den Churern zusandte, sich weniger geeignet. Dazu hatte Fabricius in solchen Fällen immer noch mit dem geheimen Widerstand seines Collegen zu rechnen, der sich schon verlezt fühlte, wenn Bullinger in solchen Angelegenheiten seine Briefe an Fabricius allein richtete, und noch immer den Predigern, die von auswärts kamen, wenig günstig gesinnt war.

Sodann gaben auch die Verhältnisse im Veltlin mancherlei Anlaß zu Sorgen. Zwar hatte ein Bundstag in Davos Ende Oktober 1557 freie Religionsübung in den Unterthanenlanden zugesichert, und ein Jahr später bestimmte ein anderer Bundstag, daß die dortigen Geistlichen eine Besoldung von 40 Goldkronen (d. h. 64 Gulden) erhalten sollten. Aber so günstig diese Beschlüsse der Ausbreitung der neuen Lehre waren, die Führer der Reformation in jenen Landesteilen wollten sich damit noch nicht begnügen, sondern meinten, schon auf Abschaffung der Messe dringen zu sollen, obwohl noch bei weitem nicht die Mehrheit der Bevölkerung ihnen anhing, und die reformierten Gemeinden größtentheils noch nicht einmal im Stand waren, ihre Geistlichen aus eigenen Mitteln zu besolden, sondern Pri-

vate sie unterhalten mußten. Dabei waren auch die Altgläubigen, dieser Förderung der Reformation gegenüber keineswegs unthätig, sondern machten den Versuch, in Ponte eine Jesuitenschule aufzurichten. Ein reicher Weltliner, der Ritter Antonio Quadrio, Leibarzt Ferdinand's I., hatte das Geld dazu gegeben. Als Bullinger davon hörte, warnte er die Churer eindringlich, sandte auch eine Schrift, woraus sie über den Jesuitenorden sich genauer informieren sollten, um der Absicht mit größerem Erfolg entgegenzutreten zu können. Trotz der Befürwortung durch mächtige Herren wurde 1560 durch wiederholte Beschlüsse des Bundstages die Schule aufgehoben und der Orden des Landes verwiesen. Eine andere Gefahr drohte der Reformation im Weltlin 1561, als ein päpstlicher und ein kaiserlicher Gesandter Beschwerde erhoben wegen Duldung der italienischen Religionsflüchtlinge in jenen Gebieten, sowie wegen der Beschlüsse und Maaßregeln, die zu Gunsten der Reformation getroffen worden waren. Fabricius wandte alles auf, um ihre Bemühungen durch die Einwirkung der reformierten Orte und Frankreichs zu vereiteln, worin er von Bullinger unterstützt wurde; außerdem vertheidigte er auch selbst, von der Synode und vier andern Predigern abgeordnet an den Bundstag, der im Oktober 1561 über die Begehren der Gesandten zu entscheiden hatte, die vom päpstlichen Gesandten als häretisch bezeichnete Lehre der bündnerischen reformierten Kirche in zwei Predigten, die er nachträglich zu einem Büchlein vereinigte und unter dem Titel „Der Christen Gloub“ herausgab. Größere Schwierigkeit noch machte es, auch im Obern Bund die Gegenreformation erfolgreich zurückzuweisen. Eine Engeler'scheinung, die 1559 ein Bauer Namens Wantzut in Panix wiederholt gesehen haben wollte, wurde mit Erfolg gegen die Neugläubigen ausgebeutet, und wenn schon der Bundstag Anfangs den auch von den Innern Orten unterstützten Bemühungen, den Reformator des Misox,

Johannes Beccaria und seinen Genossen Biscardi zu vertreiben, sich widersetzte, so mußte doch Beccaria schließlich den Anfeindungen weichen.

Zu mancherlei langwierigen und ärgerlichen Auseinandersetzungen gab ferner die kirchliche Lehre mehrmals Anlaß. Nicht nur über die Taufe holte Fabricius Bullinger's Meinung ein, auch für die Ehegesetzgebung und verbotene Verwandtschaftsgrade galt es, Normen aufzustellen nach dem Muster der zürcherischen vor allem aber kam es wiederholt vor, daß da und dort Prediger sich nicht an die Bekenntnisschriften der bündnerischen und zürcherischen Kirche halten wollten, sondern in ihrer Lehre mehr oder weniger zu den verabscheuten Ansichten der Anabaptisten und Antitrinitarier hinneigten. So mußte Fabricius zu Anfang des Jahres 1560 vor dem Churer Rath mit einem Anabaptisten disputieren; ganz besonders aber wurden diese Lehren von manchen der italienischen Religionsflüchtlinge in den Unterthananlanden vertreten, und die Synode hatte sich wiederholt mit Leuten dieser Art zu befassen. Wegen Zwistigkeiten in der Gemeinde von Chiavenna, die sich aus solchem Anlaß erhoben hatten, wurde 1561 von der Synode eine Confession aufgestellt, an welche alle sich halten sollten; doch kam der Streit deshalb nicht zur Ruhe, vielmehr erregte noch lange ein gewisser Leo das größte Aergerniß. Sogar Bergerio, der auch nach seiner Uebersiedlung nach Württemberg fast alljährlich Bünden und besonders die italienischen Gebiete aufsuchte, gab Anstoß dadurch, daß er Schriften verbreitete, die nicht im Einklang standen mit der von ihm selbst früher in diesen Gegenden verkündeten zürcherischen Lehre, sondern sich der lutherischen Auffassung näherten. Später (1566) nahm auch die bündnerische Kirche die helvetische Confession an.

Zu all' der Arbeit, welche die Aufrechthaltung der reinen Lehre Fabricius machte, kam dann gelegentlich noch eine Auf-

forderung an Orten, die bis dahin der alten Kirche treu geblieben waren, die reformierte Lehre zu predigen. Schon Ende 1557 hatte Fabricius eine Aufforderung dieser Art von einer großen Gemeinde im Prättigau erhalten, und man knüpfte daran die Hoffnung, daß mit diesem Ort das ganze Thal sich der Reformation zuwenden werde. Bullinger schrieb ihm damals: „Wenn Du an einen Ort gerufen wirst, um dort dem Volk die noch fremde evangelische Lehre zu verkünden, so bitte Gott um seinen Beistand; im Uebrigen sei gläubig und voll Inbrunst. Betone das, was vor Allem zum Heile nothwendig ist; predige Christus und wehre den Antichrist ab, nicht durch Schmähungen, sondern durch Gründe und durch die Schrift. Alles Kleinliche und rechthaberische Wesen aber lasse bei Seite.“ Wenn schon bei dieser Nachricht an Schiers zu denken ist, so gingen die Hoffnungen, die man gehegt hatte, sehr langsam in Erfüllung; denn erst 1563 konnte Fabricius dem Freunde berichten, daß dort in der Abstimmung endlich die Anhänger der Reformation gesiegt hätten.

Den Gedanken, der Reformation aufzuhelfen durch Beseitigung des Bisthums, um dessen Mittel möglichst der Hebung der kirchlichen Zustände dienstbar zu machen, gaben Fabricius und sein Colleague trotz des Mißlingens ihrer Anstrengungen im Jahre 1558 nicht auf. Schon zwei Jahre später bot sich wieder eine Gelegenheit, den Versuch zu erneuern, da der Bischof durch sein Verhalten großen Unwillen gegen sich erregt hatte.¹⁾ Es wurden den Gemeinden Anträge unterbreitet, die nicht nur darauf abzielten, durch Wiederherstellung der Planzer Artikel von 1526 und der Bestimmungen, die 1541 bei der Bischofswahl aufgestellt worden waren, die seither mißbräuchlich wieder angemaaßten landesherrlichen Rechte dem Bischof neuerdings zu entziehen und ihn zur Rechnungsablage vor dem Gotteshausbunde zu verpflichten,

1) Vgl. Ferd. Meher, a. a. D.

sondern er sollte danach auch die Verfügung über den Theil der Einkünfte des Bisthums, der zu ziemlichem Unterhalt seiner Person und seines Hofes nicht erforderlich war, verlieren zu Gunsten der Gemeinden des Gotteshausbundes. Die Geistlichen förderten diese Bestrebungen nach Kräften, in der Hoffnung, es könnte dießmal gelingen, die völlige Säkularisation des Bisthums zu erreichen. Aber wieder zeigte sich, daß sie sich auf Niemand verlassen konnten. Die Gegenpartei wandte all' ihren Einfluß auf, und wenn sie auch nicht verhindern konnte, daß die älteren Bestimmungen in der Hauptsache erneuert wurden, erreichte sie doch soviel, daß Alles, was darüber hinausging, abgelehnt ward und dem Bischof sogar die weltliche Gerichtsbarkeit blieb, die ihm schon 1526 abgesprochen worden war, die er aber seither wieder an sich gebracht hatte. Vergeblich hatte Fabricius ein auch von Bullinger gebilligtes Gutachten ausgearbeitet über die Frage, ob ein christliches Volk einem Bischof die weltliche Macht entziehen dürfe; wir wissen nicht, ob die Schrift, wie er beabsichtigte, gedruckt und verbreitet worden ist; jedenfalls that sie ihre Wirkung nicht. Trotz des abermaligen Mißerfolges ließ aber Fabricius die Hoffnung noch immer nicht fahren. Er kam nach einiger Zeit wieder in ein ganz leidliches Verhältniß zum Bischof und glaubte, durch dessen Gebahren getäuscht, er werde selbst sich für diese Pläne gewinnen lassen; sogar Bullinger neigte zu dieser Ansicht hin. Als dann freilich beim Tode des Bischofs 1565 seine Brieffschaften Fabricius in die Hände kamen, erkannte er, daß er sich gründlich geirrt hatte. Nochmals schien der entstehende Streit um die Wahl des Nachfolgers eine günstige Gelegenheit zur Aufhebung des Bisthums zu bieten; aber es war zu spät; nicht einmal die Churer ließen sich mehr für den Plan gewinnen, ganz abgesehen davon, daß an weitere Ausbreitung der Reformation auf solche Weise um

diese Zeit gar nicht mehr zu denken war, vielmehr es jetzt galt, das Errungene der Gegenreformation gegenüber zu wahren.

An diesem Kampf gegen die vom tridentinischen Concil ausgehende Gegenreformation hat Fabricius ebenfalls theilgenommen, nicht nur dadurch, daß er auf seinem Posten treu über die ihm untergebene bündnerische Kirche wachte, sondern auch durch zwei Schriften, die er in den sechziger Jahren erscheinen ließ. Die erste, im Juni 1562 publiziert, war in Form einer Rede abgefaßt und verfolgte den Zweck, vor aller Welt den Nachweis zu führen, daß die Vertreter der reformierten Lehre der Aufforderung zum Besuch des Concils, das zu Anfang des Jahres wieder zusammengetreten war, nicht Folge leisten könnten, ohne dadurch allein schon die gute Sache preiszugeben. Die Schrift trug ihrem Verfasser nicht nur die Ehre ein, in dem 1564 herausgekommenen Index Pius IV., dem sogenannten Tridentiner-Index, verewigt zu werden, wie schon seine Gedichtsammlung 1559 von Paul IV. auf den Index gesetzt worden war, sondern sie fand auch 1563 Erwiderung von Seiten zweier Vertheidiger des Concils, der Spanier Cardillus und Fontidonus. Fabricius verfaßte eine Entgegnung, ohne Anfangs an Veröffentlichung zu denken, da inzwischen, Ende 1563, das Concil sich aufgelöst hatte und gegen seine Beschlüsse von mehreren Seiten, so auch von den deutschen Fürsten, Protest erhoben worden war; von andern dazu aufgefordert und veranlaßt durch das Erscheinen einer neuen Schmähschrift des Cardillus, in welcher mit anderen berühmteren Reformatoren auch er selbst angegriffen wurde, entschloß er sich aber doch zur Publikation seiner „Vertheidigungsschrift für die Kirche Christi“. Die Vorrede ist vom 1. August 1564 datiert und enthält die Widmung des Buches an den zur reformierten Kirche übergetretenen Kurfürst Friedrich von der Pfalz; dagegen erfolgte die Herausgabe, durch verschiedene Umstände verzögert, erst im folgenden Jahre.

Daß neben den kirchlichen Angelegenheiten auch die Politik der drei Bünde, vornehmlich das Bundesverhältniß zu Frankreich und der fremde Solddienst Fabricius lebhaft beschäftigte, haben uns schon seine ersten Briefe gezeigt. Ganz in den Anschauungen der Zürcher Reformatoren erzogen, war er gewohnt die Reisläuferei und das Pensionenunwesen als verwerfliche Mißbräuche zu betrachten, die unter keinen Umständen zu dulden seien. Um so schwerer wurde es ihm, in seiner neuen Stellung sich plötzlich mit der Duldung dieser Uebelstände befreunden zu sollen, und doch hatte schon ein kurzer Aufenthalt in Chur genügt, um ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß ihre Abschaffung nach dem Vorbild Zürichs sich als unmöglich erweisen dürfte und Aufhebung des Bündnisses mit Frankreich vielleicht gar die Eingehung eines solchen mit Spanien zur Folge haben könnte. Er glaubte darum, das kleinere Uebel dem größeren vorziehen zu müssen, und wagte auch aus dem Grunde das französische Bündniß nicht ernstlich zu bekämpfen, weil gerade die Anhänger Frankreichs in der Mehrzahl zu den eifrigsten Freunden der Reformation gehörten. Auch waren bis dahin alle Versuche dieser Art an der Unbeständigkeit des Volkes gescheitert. Fünffmal hatte man, wie Fabricius schreibt, innerhalb zehn Jahren die Pensionen und das Reisläufen abgeschworen und war jedesmal wieder zu ihnen zurückgekehrt, hatte auch die Uebertretung des Verbotes nie ernstlich gestraft. Was sollte da jetzt Besseres zu erwarten sein? An dieser Auffassung des Verhältnisses, die er in den ersten Monaten sich gebildet hatte, änderten die Erfahrungen der folgenden Jahre nicht viel, so eifrig auch Fabricius immer wieder die Frage erwog. Im Dezember 1559 schon schrieb er an Bullinger, er sammle Stoff zu einer Schrift über diesen Gegenstand; ganz besonders aber gab die Erneuerung des Bündnisses im Jahre 1564 ihm Anlaß zu sorgfältigster Erwägung der Gründe, die für Beibehaltung wie für Aufhebung der Ver-

bindung angeführt werden konnten. Er bat damals Bullinger, sich ebenfalls über die Frage auszusprechen. Aber auch dieser kam zu dem nämlichen Ergebnis wie Fabricius, der in wiederholten Predigten über den Gegenstand dazu rieth, das Bündniß mit Frankreich zu erneuern, aber gewisse Bedingungen daran zu knüpfen, durch welche den Geboten der Religion Rechnung getragen würde. Er hegte die Absicht, diese Predigten zu einem Buche zusammenzufassen und herauszugeben; letzteres unterblieb nun freilich, jedoch haben wir ohne Zweifel die Zusammenfassung der in den Predigten vorgetragenen Grundsätze zu sehen in drei handschriftlich erhaltenen Reden, die von Fabricius einem Krieger, einem Theologen und einem Politiker in den Mund gelegt sind. Während der Erstere den Bündnern gerade mit Rücksicht auf die Freiheit ihres Landes das Bündniß mit dem mächtigen König als äußerst nützlich und ehrenvoll dringend anrath, der Theologe dagegen behauptet, es bedeute eine schwere Schädigung für den Freistaat und gereiche ihm weder zum Nutzen noch zur Ehre, bekennt der Politiker, er sehe nicht ein, was gegen eine solche Verbindung einzuwenden sei, falls sie sich abschließen lasse auf Bedingungen, die den Forderungen der Gerechtigkeit und Frömmigkeit nicht zuwiderliefen.

In solcher Weise also schloß Fabricius, dem doch an sich der Standpunkt des Theologen allein als der richtige gelten konnte, einen Compromiß mit den Verhältnissen, die zu ändern außer seiner Macht stand, trotz der religiösen Bedenken und trotz des Unheils, das er wie Bullinger für die Zukunft des Landes davon befürchtete. Dabei suchte er aber wenigstens, wo sich eine Gelegenheit bot, aus dem Bundesverhältniß Vortheil für die unterdrückten Glaubensgenossen in Frankreich zu ziehen. So benutzte er schon Ende August 1557 die Durchreise des Herzogs von Guise, von der ihm der französische Gesandte Matthieu Coignet vorher Kenntniß gegeben hatte, um dem Herzog eine

Bittschrift der evangelischen Prediger Graubündens überreichen zu lassen. Eindruck dürfte sie freilich ebenso wenig gemacht haben wie die Gesandtschaft der IV evangelischen Orte, deren Absendung nach Bullinger's Mittheilung schon im Mai beabsichtigt war, und die vom König im November abgefertigt wurde mit dem Bescheide, die Eidgenossen möchten sich um die innere Verwaltung Frankreichs nicht bekümmern. Dennoch machte Fabricius im folgenden Jahr, als er im März durch Bullinger Bericht erhalten hatte von neuen Verfolgungen der Glaubensbrüder in Frankreich, einen zweiten Versuch dieser Art. Er besprach sich mit seinem Collegem darüber, und sie beschloffen, an den französischen Gesandten zu schreiben, er möge bei seinem König auf Abstellung der Grausamkeiten dringen; sollte der König dieß verweigern, so sähen sie sich durch ihr Gewissen gezwungen, das Volk zur Aufhebung des Bündnisses zu veranlassen. Auch Herkules von Salis, der Führer der französischen Partei, wurde durch sie bewogen, im gleichen Sinne beim Gesandten Vorstellungen zu erheben. Der Gesandte war darüber sehr bestürzt; denn er wußte wohl und erklärte es auch unumwunden, nicht am Bündniß liege dem König soviel, wohl aber daran, daß ihm der Durchpaß durch Graubünden nicht verschlossen werde; er erklärte sich deßhalb bereit, selbst mit Eilpost sich an den Hof zu begeben und das Anliegen vorzubringen. Die Pfarrer aber brachten jetzt die Sache vor den Rath und bewirkten, daß fünf Rathsherrn zum Botschafter abgeordnet wurden, um ihn auf die drohende Gefahr hinzuweisen. Jedoch wurde den Geistlichen von der Behörde auferlegt, bis zum Eintreffen einer Antwort des Königs sich ruhig zu verhalten; sollte dann freilich diese keine Milderung in Aussicht stellen, so meinte der Rath, die Prediger nicht hindern zu dürfen, nach ihrem Gewissen zu handeln. Welchen Erfolg diese Schritte weiter gehabt haben, entzieht sich leider unserer Kenntniß; Coignet scheint

nicht lange nachher abberufen worden zu sein und erhielt erst im Mai einen Nachfolger. Fabricius gab Bullinger gegenüber selbst zu, daß man nicht allzuviel hoffen dürfe, weil es im Interesse der französischen Partei liege, dem Gesandten alles als ein bloßes Pfaffenwerk hinzustellen. Er glaubte zwar bestimmt, wenn die Geistlichen wirklich gegen das Bündnis predigen wollten, so könnte die angedrohte Aufhebung durchgesetzt werden; aber er schreckte vor dem Schritte zurück, weil er wußte, daß das ganze Land dadurch in schwere Unruhen, ja vielleicht geradezu in Bürgerkrieg versetzt worden wäre, und weil er sich selbst sagte, daß man den Zeitumständen und dem innern Frieden Zugeständnisse machen müsse; immerhin erblickte er in dem eingeschlagenen Vorgehen ein Mittel, dem allzu ungebundenen Gebahren der französischen Partei und der Ueberhandnahme des Keislaufens entgegenzuwirken.

Mit den französischen Gesandten, die in den Jahren 1557 bis 1566 in Graubünden weilten, — sie pflegten nicht in der Stadt selbst, sondern im Schloß Haldenstein zu residieren — unterhielt Fabricius im Uebrigen fast stets einen freundschaftlichen Verkehr; sie waren fast alle der Reformation keineswegs abgeneigt. Matthias Coignet und Pomponius de Bellièvre, der in den sechziger Jahren Gesandter bei den drei Bünden war, standen auch mit Bullinger in Briefwechsel, und die Söhne des ersteren fanden längere Zeit im Hause des Reformators Aufnahme; dazu waren die Botschafter auch feingebildete Männer, die schon darum an Fabricius Gefallen finden mußten, wie z. B. Bellièvre gelegentlich lateinische Gedichte mit ihm wechselte. Bullinger selbst riet seinem Schüler, diese Beziehungen zu pflegen, um die einflußreichen Männer der Reformation geneigt zu erhalten oder ganz für sie zu gewinnen, und Fabricius empfing durch sie nicht nur stets die neuesten Nachrichten, sondern erfuhr auch viel Freundlichkeit und Ehre von ihrer Seite. Jedoch in

der Annahme von Geschenken zeigte er sich sehr bedenklich, einmal weil sie ihm als einem Zürcher verboten sei, besonders aber, um sich ja nicht dem Vorwurf der Bestechlichkeit aussetzen. Er legte Bullinger die Frage vor, ob er einen ihm als Andenken zugedachten Augustin annehmen solle, was Jener seinem eigenen Gutfinden überließ mit dem Beifügen, er selbst pflege solche Geschenke durch entsprechende zu vergelten. Einen Ring nahm Fabricius nach anfänglicher Weigerung zuletzt an, weil er sah, daß die Zurückweisung als Kränkung aufgefaßt worden wäre; dagegen gab er nach dem Berichte seines Betters wiederholt prächtige Becher, die ihm in's Haus gesandt worden waren, mit Dank wieder zurück unter Berufung auf die zürcherische Vorschrift.

Zu seiner Haltung dem französischen Bündniß gegenüber war Fabricius, wie wir wissen, veranlaßt durch die ganz eigenthümlichen Verhältnisse Graubündens, welche völlige Enthaltung von solchen Bündnissen als ganz unmöglich erscheinen ließen. Namentlich muß eine außerordentliche Bestechlichkeit allgemein zu Tage getreten sein. Am 4. September 1559 fährt Fabricius nach Erzählung einer im Bergell angeblich beobachteten Drachenererscheinung, die ihm Unheil zu bedeuten schien, fort: „Doch was braucht es Wunder und Zeichen, da unsre Sünden schon lange uns den Untergang anzeigen? Alles ist feil! selbst Aemter werden nicht nach Verdienst, sondern nach dem Preis vergeben, und sogar unter denen, die sich zum Evangelium bekennen, herrscht die schlimmste Habgier. Wenn nicht Gott in wunderbarer Weise die Kirche in diesen Landen schützte, wäre es schon längst um sie geschehen“ u. s. w. Im August 1560 schreibt er, nie hätte er geglaubt, in zwanzig oder auch dreißig Jahren zu erfahren, was er in dieser Stellung in zwei Jahren von der allbezwingenden Macht des Goldes kennen gelernt habe; und ein anderes Mal wieder heißt es: „Alles ist bei uns käuflich,

und die Geldspenden haben einen Umfang angenommen, wie es in einem Freistaate als ganz unglaublich erscheinen könnte.“ Ueber die Erneuerung des französischen Bündnisses sodann theilte er im August 1564 Bullinger als ein in Bünden freilich öffentliches Geheimniß mit: nie hätte man den Spanier abgewiesen, noch würde man in Zukunft ihn abweisen, wenn nicht der Franzose mit seinem Geld und seinen Versprechungen ihn durch seine Pensionäre aus dem Feld geschlagen hätte. Bullinger könne sich also denken, von welcher Seite, wenn der Franzose nicht gäbe, Geld angenommen würde. „Dieser krieg (er meint den Wettstreit zwischen Spanien und Frankreich) ist den pensioneren ein guter krieg gesyn; dan der Gallus hatt ettlichen großen capitänieren (und deren der meertheil) ir pension müssen meeren, hatt er ächter sy im gewiß behalten wöllen, die dem legato hefter ufzhar geseit, so er das nit gäbe, so sye des Philippi bott ze gäben guttwillig; aber umb der alten Diensten willen wöllind sy lieber den Franzosen hulden.“

Der Aerger, den solche Zustände Fabricius verursachten, war nicht nur, wie im letzten Fall von ihm beigelegt wird, seiner Gesundheit sehr nachtheilig, sondern ließ im Verein mit der großen Arbeitslast und all den andern Widrigkeiten, denen er ausgesetzt war, den Wunsch, diese Stelle mit einer ruhigeren im zürcherischen Gebiet zu vertauschen, immer wieder rege werden. Schon 1559 schrieb er an Bullinger: „Oft wünsche ich mir einen Winkel, wo ich ungestört in Verborgtheit leben könnte“. Aber im folgenden Jahre wurde dem Gesuch der Churer, ihn behalten zu dürfen, von Seite der Zürcher Behörde nochmals auf drei Jahre entprochen. Doch scheint die Zürcher Behörde sich für Aufbesserung des Gehaltes verwendet zu haben. Anfangs September erkrankte Fabricius unter heftigen Schmerzen, so daß er meinte, sterben zu müssen, und schrieb in dieser Ueberzeugung an Bullinger: „Wenn Gott mich aus diesem

kummervollen Leben abrufen sollte, so veranlasse nicht, daß wieder ein Zürcher geschickt werde; denn zu den zahlreichen Schwierigkeiten, die mit dieser meiner Stellung verbunden sind, kommt noch der höchste Undank aller Leute.“ Und als er sich nach einigen Tagen etwas besser fühlte, rechtfertigte er sich, erst halb genesen, wegen dieser Aeußerung in einem ausführlichen Briefe. Er habe so geschrieben, weil er wohl gewußt, daß man einen Greis nicht schicken würde; daß aber ein junger Mann so viel Anfechtungen gleichzeitig ausgesetzt werde, habe er auch nicht wünschen können. Dazu seien jetzt mehrere einheimische junge Leute vorhanden, die an die Verhältnisse besser gewohnt wären. Im Weitern bittet Fabricius den Reformator, er solle die Zürcher nicht mehr veranlassen, bei den Churern auf Erhöhung seines Gehaltes zu dringen. Denn das diene, wie er inzwischen gelernt, nicht zum Vortheil der Kirche. Selbst die Gutgesinnten seien überzeugt, daß sein Gehalt etwas ganz Außerordentliches sei, und hielten ihm vor, so viel habe man noch Keinem gegeben und werde man Keinem mehr geben; die Böswilligen aber nähmen die Gelegenheit wahr, den Pfarrer beim Volk verhaßt zu machen, weil der Gehalt ja nicht aus dem Gemeindefäckel, sondern aus Beiträgen der Bürger bestritten werde; so käme nicht nur er, sondern die Reformation in schlechten Ruf. „Ich wurde mir selbst“, schreibt er, „ein gewüssen machen, wen um myner pfund willen ein arme wescheri oder tagelöhner in irer stür sölte gesteigeret werden“. Freilich ständen die Verhältnisse für ihn anders wie für Comander; denn dieser sei reich gewesen und habe nach bündnerischer Art gelebt; was das aber heißen wolle, danach möge Bullinger sich bei Andern erkundigen.

Als sodann im Frühjahr 1562 Bullinger aus ähnlichen Aeußerungen Anlaß nahm, den jungen Freund aufzurichten durch den Hinweis auf die Last, die er selbst zu tragen habe,

da rechtfertigte sich Fabricius: nicht aus Kleinmuth habe er so geschrieben, sondern sei der Meinung gewesen, gerechte und triftige Gründe dafür zu haben, daß man ihn endlich erlösen solle von einem Ort, an den er nur unter bestimmten Bedingungen geschickt worden sei und zwar unter solchen, die ihn jetzt nicht mehr binden könnten. Er sei bereit, sich zu ergeben in den Willen des Herrn, dem allein er sein Leben gewidmet habe; jedoch wenn es mit Gottes Willen geschehen könnte, wünschte er sehr, endlich aus den Mühsalen befreit zu werden. „Nicht nach Ehren strebe ich, und kein leichtfertiger Ehrgeiz treibt mich, sondern etwas Anderes ist es, was ich suche, ein Winkel, der den Studien und der Ruhe dienlich wäre; den Lärm der Stadt überlasse ich denen, die alles der Einsamkeit vorziehen, an welcher ich gerade allein Gefallen finde. Doch, wie gesagt, der Wille des Herrn geschehe. Unterdeß sehe ich, wie meine Gesundheit und meine geistige Kraft geschwächt und allmählich gebrochen werden. Das Pfäferserbad ist in der Nähe und wäre mir sehr zuträglich; jedoch, ich bin so ausgezogen, daß ich, selbst wenn ich wollte, es nicht auffuchen könnte, und wäre auch das Geld da, so könnte ich kaum mich von der Kirche losreißen.“ Acht Tage später erklärt er auf einen dazwischen erhaltenen Brief des Freundes, er wolle gern sich seinen Mahnungen unterwerfen, wisse auch wohl, was für Zeiten seien und wie wenig es gerathen erscheine, jetzt die Stelle zu wechseln; der Arbeit wolle er sich ja nicht entziehen, nur sollte auch ein Erfolg derselben zu gewahren sein —, und noch mehrere Wochen nachher bedeutet er, wenn er bisweilen über sein Loos klage, so habe das nicht den Sinn, daß er Bullinger einen Theil der Schuld beimeffen wollte.

Im März des folgenden Jahres gab die Nachricht vom Tod des Winterthurer Pfarrers Mathias Hirsgarter Anlaß, unter Hinweis auf die mißlichen Verhältnisse in Chur und auf

die Versprechungen, die Fabricius früher von den Behörden gemacht worden waren, anzudeuten, daß er es nur billig fände, wenn man ihn dem Verstorbenen zum Nachfolger gäbe. „Wenn Gott mich von hier erlöst, wirst Du erst vernehmen, ob ich mit Recht begehrt habe, erlöst zu werden. Jetzt sehe ich über Vieles hinweg, da ich danach trachte, einmal in gutem Ansehen fortgehen zu können.“ Obwohl gerade um diese Zeit die drei Jahre, für welche Fabricius den Churern zum zweiten Male überlassen worden war, zu Ende gingen, kam die Zürcher Behörde seinem Wunsche nicht nach, sondern hieß ihn abermals drei Jahre ausharren. Auch diesmal ergab sich Fabricius in die Entscheidung im Gedanken, daß es so Gottes Wille sei; „denn ich gehöre nicht zu denen“, schreibt er, „die dem blinden Gesichte etwas beimessen.“ Bullinger hatte sich bei dieser Gelegenheit seiner sehr angenommen, — Genaueres ist uns leider nicht bekannt, da ein ausführlicher Bericht Rudolf Collin's nicht erhalten ist — und dankerfüllt versprach jener: „Wenn ich das Leben habe, so will ich mir fürwahr Mühe geben, daß die Deinen einst erkennen, daß ich nicht undankbar gewesen bin. Seit der Zeit, wo Du angefangen, mich zu den Deinen zu zählen, hast Du alle Pflichten eines treuen Vaters sorgfältig erfüllt; möge nur auch ich nicht weniger eifrig meine Sohneschuld abtragen!“

So schickte er sich, nicht ohne manchen Seufzer, in die Aufgabe, die ihm einmal übertragen war, auch als im Jahr 1566 noch immer nicht die gewünschte Erlösung erfolgte. Um so mehr sehnte er sich aber danach, wenigstens vorübergehend mit den lieben Angehörigen persönlichen Verkehr pflegen und mit dem verehrten Meister Zwiesprache halten zu können. Aus den Briefen ersehen wir auch, daß er, wie seine Frau, wiederholt Besuche in Zürich machten. In der übrigen Zeit aber war es ihm Bedürfnis, in ununterbrochenem, brieflichem Verkehr Alles, was ihn bewegte, Leid und Freud, seinem väterlichen Berather

vorzutragen, der denn auch nicht verjäumte, auf Alles liebevoll einzugehen, und umgekehrt ihn theilnehmen ließ an seinen Sorgen und Mühen. Eine Freude war es sodann für Fabricius, wenn er Besuch erhielt von den Lieben aus Zürich oder gar Gelegenheit fand, für Bullinger's Söhne etwas zu thun, so als 1558 der älteste Sohn Heinrich auf der Rückkehr von einer Reise nach Italien einige Tage bei ihm verweilte, und ebenso zu Anfang des Jahres 1560 der jüngere Sohn Christoph. Dieser hatte sich auf der Wanderschaft — er war ein gelernter Bäcker — ohne Wissen und Willen des Vaters nach Venedig begeben, war dort vom Fieber erfaßt worden und konnte sich nicht recht erholen. Mitten im Winter machte er sich auf die Heimreise, traf in arg erschöpftem Zustande in Chiavenna ein bei Friedrich von Salis, der damals Commissar der Grafschaft war, und langte nach einigen Tagen bei Fabricius an. Dieser nahm ihn liebevoll auf und ließ ihn erst, als er durch die genossene Pflege wieder einigermaßen zu Kräften gekommen war, die Reise fortsetzen. Daß Bullinger, dem Fabricius doch Alles zu schulden meinte, darauf bestand, ihn für seine Auslagen zu entschädigen, kränkte ihn sehr; doch fügte er sich schließlich dem entschiedenen Wunsch des Freundes und nahm das Goldstück, das dieser seiner Frau überreichen ließ, mit Dank an.

Wie einige früher mitgetheilten Aeußerungen zeigen, war die Stellung des Pfarrers bei St. Martin auch äußerlich keineswegs glänzend. Es ist uns aus einem Briefe vom Jahr 1560 bekannt, daß Fabricius mit dem Gehalt nicht auskam, sondern in den ersten drei Jahren zweihundert Gulden, eine für jene Zeit recht beträchtliche Summe, von seinem eigenen Vermögen zusetzte. Ein Vermächtniß der Frau seines einstigen Gönners Hans Heinrich Winkeli gewährte ihm die Möglichkeit. Wie Johannes Jud erzählt, hatte sie „ein sonder herz und liebe zu Fabritio“ und bot ihm deshalb ihr Vermögen im Betrag von

etwa tausend Gulden an gegen die Verpflichtung, ihr, so lange sie lebe, ein Leibding auszurichten. Als sie nach zwei Jahren starb, hatte Fabricius noch der Magd den halben Theil auszurichten; auch diese starb aber bald, so daß er nun in den vollen Genuß der Summe kam. „Das half im“, berichtet sein Vetter, „daß er dest bas in Chur bliiben möcht, und half im, daß er noch mehr überkam und sinen kinden ein zimlich gütli verließ an gülten, hausraat und silbergschirr.“ Daraus mag Fabricius auch 1563 jenen Acker erworben haben, zu dessen Kauf ihm der Schwiegervater in zierlichen Versen gratulierte, die ebenso erwidert wurden. Wie hoch der Gehalt war und ob er 1560 erhöht wurde, oder ob die Verwendung des Zürcher Rathes ihre Wirkung verfehlte, ist nicht bekannt. Jedenfalls kam es Fabricius sehr zu statten, daß die gnädigen Herren von Zürich ihm, so berichtet wenigstens Johannes Jud, jährlich ein bestimmtes Quantum Korn um eine mäßige Summe zukommen ließen. Ob er wie sein Nachfolger Egli gelegentlich selbst in Zürich Getreide einkaufte, wissen wir nicht, wohl aber, daß sein Schwiegervater ihm solches besorgte.

In einem seiner früher citierten Briefe und sonst noch öfter klagt Fabricius über geschwächte Gesundheit. Dieß berechtigt uns, eine Aeußerung in der Einleitung zu seiner Schrift „Von der Vorsehung“, die dem Sprecher Theokrit in den Mund gelegt ist, auf ihn selbst zu beziehen. Jener sagt, die Aerzte hätten ihm ganz offen erklärt, daß er durch fortwährende, unausgesetzte Anspannung des Geistes seine Körper- und Geisteskräfte schwäche und allmählich zerstören werde, und hätten ihn deßhalb zu fleißigem Spazierengehen veranlaßt. Fabricius mag der Mahnung, die ja seiner Neigung zur Naturbetrachtung entsprach, nicht ungerne nachgekommen sein. Jedenfalls benützte er im Sommer fleißig die Gelegenheit zu größeren Bergwanderungen; ein Loblied auf sie ist auch am Schluß der Schrift „Von der Vor-

fehung“ eingefügt. Fabricius fand sowohl an Johannes Pontifella wie an dem Arzt Zacharias Béli, andere Male auch an Verwandten, die auf Besuch bei ihm weilten, willkommene Begleiter auf diesen Ausflügen. Jene beiden Männer hatten wie er selbst große Freude an der Pflanzenwelt und sammelten mit ihm wetteifernd seltene Blumen und Kräuter, sowie Samen für Konrad Gesner. Sie bestiegen mit ihm wohl als die Ersten Ende Juni 1559 den Calanda, worüber ein Bericht des Fabricius noch erhalten ist. In seinem Pfarrgarten hatte dieser auch ein Versuchsgärtchen für Alpenpflanzen eingerichtet, akklimatisierte sie hier, ehe sie nach Zürich geschickt wurden, oder gewann von ihnen Samen, mit dem er Gesner beschenkte. Auch die Hinnneigung zur Medizin scheint in Chur in Fabricius wieder rege geworden zu sein; denn in den Briefen an Gesner sind neben den die erste Stelle einnehmenden Nachrichten über botanische Seltenheiten gelegentlich auch solche über Volksheilmittel, die ihm bekannt geworden waren, eingestreut; ferner finden sich da Angaben über Mineralquellen, die er in der Umgebung von Chur gefunden hatte.

Im Sommer 1561 bot sich Fabricius Gelegenheit, mit Gesner zusammen eine Reise nach Bormio zu machen. Sein Arzt hatte ihm angerathen, die dortigen Bäder aufzusuchen und Gesner, der an Ischias litt, schloß sich an. Genaueres ist uns über den Weg, den sie auf der Hin- und Rückreise einschlugen, nicht bekannt; wir wissen nur, daß sowohl das Unterengadin und die berühmten Quellen von Schuls von ihnen aufgesucht, als auch das Bad Alveneu berührt wurde, wohl mit Rücksicht auf Gesner's Werk über die Heilquellen, von dem eine neue Ausgabe geplant war. Die Schulscher Quellen besang Fabricius nach der Rückkehr in einem hübschen Gedicht, und übersandte es zur Erinnerung dem Freunde, der es in sein Werk aufzunehmen versprach.

Bei aller Ueberhäufung mit Amtsgeschäften entsagte Fabricius der litterarischen Thätigkeit, wie gelegentlich schon wiederholt angedeutet worden ist, nicht völlig. Er bedauerte sehr, vom eigentlichen Studium sich fast ganz abgezogen zu sehen. Aber wenn er auch nicht Muße fand zur Fortbildung in theologischer Gelehrsamkeit, so daß verschiedene noch in Zürich begonnene größere Werke, so eines über die „Pflichten der Christen“, und erklärende Schriften zu den Episteln der Apostel Petrus, Jakobus und Johannes, unvollendet blieben, wenn ferner nur selten mehr die Stimmung für poetische Versuche sich einstellen wollte, so entstanden dafür verschiedene kleinere und größere Werke, die mehr ein praktisches Ziel verfolgten. Dahin gehören die beiden Schriften, die Bezug nehmen auf das tridentinische Concil und das Büchlein „Der Christen Glaub“, sowie die drei Reden, welche das französische Bündniß zum Gegenstand haben. Ferner ist dahin zu rechnen eine kleine unbedeutende Streitschrift, „Echo“ betitelt, die wahrscheinlich 1559 entstand, als die Gedichte des Fabricius von Papst Paul IV. auf den Index gesetzt worden waren, und vor Allem das Büchlein «*De providentia divina*» („Von der göttlichen Vorsehung“), das 1563 abgefaßt und dem Schwiegervater Rudolf Collin gewidmet ist. Aergerliche Streitigkeiten, die über diesen Gegenstand im Engadin sich erhoben und auch die Synode beschäftigt hatten, gaben Anlaß zur Abfassung der Schrift. Fabricius verfolgte darin die Absicht, durch einfache Darstellung des schwierigen Themas zu zeigen, daß diese Lehre nichts Erschreckendes, sondern im Gegentheil sehr viel Erfreuliches und Tröstliches in sich berge. In der Schrift, die in Dialogform gehalten ist, sind Fragmente eines Gedichtes «*Hexaameron*» eingestreut; nach den Proben war offenbar die Absicht, die sechs Schöpfungstage zu besingen, doch dürfte kaum mehr als diese Proben vollendet worden sein. Endlich ist noch eine zweite ziemlich umfangreiche deutsche Schrift, „Trostbüchle“

betitelt, zu erwähnen, die 1560 im Anschluß an Predigten über den Propheten Habakuk entstand und von Fabricius den aus Rickenwiler im Elsaß vertriebenen Predigern Mathias Erb, Niklaus König und Jakob Rietmüller gewidmet wurde, „darumb daß über not und anligen mich beherziget und disem minem schriben ursach und anlaß geben hat. Derhalben ich mich ouch nit vil klüger und geblümbter Worten beflissen, sonder einfalt und schlächt von dem handel, wie er an im selbst ist, geredt hab. Dann mir wol bewüßt, daß bekümmerten und betrübten menschen nit als vil umb die wort als umb den trost und verstand der Worten zu thun ist“. Im März 1565 endlich verfaßte Fabricius auf Bitten Wolfgang Haller's eine kleine Autobiographie in lateinischer Prosa, der er im November des Jahres noch eine poetische Bearbeitung in elegischem Versmaß folgen ließ, und auf dem Todbett noch mühte er sich ab, für seine Söhne die Methode, die er bei Abfassung seiner Predigten zu befolgen pflegte, aufzuzeichnen; doch konnte er diese Anweisung nicht mehr vollenden.

Die Erlösung aus all' den Wirren und Mühseligkeiten, nach der Fabricius so oft geseufzt, und die er von der Versetzung an eine Pfarrei im zürcherischen Gebiet erhofft hatte, brachte ihm in anderer Weise im Sommer 1566 ein früher Tod. Die Pest, die schon 1550 in dem kleinen Städtchen Chur etwa anderthalbtausend Opfer gefordert und 1564 in Chiavenna wie in Zürich arg gewüthet hatte, trat 1565 auch im dießseitigen Bünden auf, ergriff im folgenden Jahre wieder die Hauptstadt selbst und richtete hier fast noch schlimmere Verheerung an als sechszehn Jahre vorher. Im Juni erlag ihr Philipp Gallicius mit Frau und drei Söhnen, und sein Amtsbruder mag ihm mit sehr gemischten Gefühlen die Grabrede gehalten haben. Denn die Gemeinschaft, die einige Zeit hindurch zwischen ihnen bestanden, hatte in den letzten Jahren sich wieder

merklich gelöst, und jeder war seinen eigenen Weg gegangen. Nicht nur die Verschiedenheit ihrer Charaktere war daran Schuld, sondern mehr noch die politische Haltung des Verstorbenen und ein böser Fehltritt, wodurch er großes Aergerniß erregt hatte. Im August berichtete Fabricius, die Stadt sei durch die Krankheit von Italien ganz abgeschlossen; schon dritthalbhundert Menschen seien gestorben, etwa vierhundert geflohen, unter den Zurückgebliebenen aber haufe die Pest so schlimm, daß täglich zehn, ja sechszehn, achtzehn und selbst zwanzig Leute stürben und zwar gerade die Kräftigsten. Er selbst war rings von Kranken umgeben; nicht einmal die Straßen konnten als immun gelten. Jedoch Fabricius, der 1564 es durchaus mißbilligt hatte, daß der Prediger von Chiavenna, Hieronymus Zanchi, die Pestkranken nicht besuchen wollte und der Geistliche von Plurs gar aus seiner Gemeinde geflohen war, handelte jetzt wirklich dementprechend, besuchte alle Kranken, die ihn rufen ließen, predigte, richtete die Betrübten auf und schonte sich in keiner Weise, so daß er selbst es kaum für möglich hielt, der Ansteckung zu entgehen. Noch um den 20. August befand er mit Frau und Kindern sich wohl; aber schon hatte sich die Pest im Hause eingenistet. Eine Dienerin war gestorben und das Kind der Amme des jüngsten Töchterchens erkrankt. Es starb ebenfalls, und ihm folgte innerhalb einer Woche das Töchterchen des Fabricius, und dessen Frau befand sich am 26. August so schlimm, daß sie Bullinger und den Seinen „trüwlich gnaaden“ ließ. Fabricius fügte der Nachricht die Worte bei: „Ich wil üch hhemitt ouch genaadet han; dan ich mich hhevor und hez gott uffgeopffert han, und bitt üch, so ich stirb, ir in mynem namen allen üweren hymyften, pastoribus und professoribus, ouch genaaden wöllind.“ Am letzten August wurde er selbst mit dem Knaben Johann Rudolf von der Krankheit erfaßt und hatte heftige Fieberqualen zu erleiden, während seine Frau schon

seit drei Tagen die Sprache verloren hatte. Ein Postscriptum zu dem Briefe meldet, es liege nun auch der jüngste Sohn darnieder. Den Kranken quälten außer dem Fieber noch schlimme Befürchtungen für die Zukunft des Landes und den ferneren Bestand der Reformation in Chur. Die letzte Nachricht von seiner Hand besagt, daß Johann Rudolf, der gerade einen Tag und eine Nacht gelegen war, gestorben und das jüngste Knäblein schwach sei, während die Gattin noch immer lebte, freilich ohne reden zu können, so daß Hoffnung auf ihre Erhaltung bestand. Fabricius selbst verspürte heftige Schmerzen; schon zeigten sich Blattern und Geschwüre, die ihm keine Ruhe ließen, weshalb er schreibt: „Bätten gott, das wir dultig sygind“. Dem Schiegebater Collin, dem er nicht geschrieben habe, möge Bullinger von ihrer Lage Mittheilung machen.

Das ist das Letzte, was wir aus des Fabricius eigenen Briefen erfahren. Am 5. September starb er, und von der Familie blieb Niemand übrig als zwei unmündige Knaben, Hans Jakob und Hans, die der Großvater Collin zu sich nach Zürich nahm; der erstere wurde nachmals Pfarrer zu Whach und Bassersdorf und starb 1592 mit Hinterlassung mehrerer Töchter, während der Letztere das Schuster- und Bäckerhandwerk erlernte und 1583 im niederländischen Kriege umkam.

Bullinger machte, als er die Nachricht vom Tode seines Schülers erhielt, in seinem Tagebuch unter dem Datum des Todestages die Eintragung: „Am 5. September starb in Chur in Bünden der überaus getreue Mitbruder und hochgelehrte Mann Johannes Fabricius“, Worte, die uns nur wenig zu besagen scheinen, die aber in aller Schlichtheit ein ehrendes Zeugniß für den Verstorbenen bilden. Der Reformator, der 1564 an der Pest schwer erkrankt war und in diesem und dem folgenden Jahr durch sie die Gattin, mehrere Töchter und treue Freunde verloren und gerade Fabricius gegenüber seinem tiefen

Kummer Worte geliehet hatte, muß es auf's schmerzlichste empfunden haben, auch diesen seinen Schüler, der ihm gleich einem Sohne theuer gewesen war und trotz des Altersunterschiedes so nahe gestanden hatte, vor sich sterben und alle die Hoffnungen, die er auf ihn gesetzt haben mochte, begraben zu sehen.

Es ist das Bild eines thätigen, an Enttäuschungen reichen, in seiner Gesamtheit aber durchaus ansprechenden Lebenslaufes, das wir im Vorangehenden entwerfen konnten. Fabricius darf zwar den eigentlichen Führern der reformatorischen Bewegung nicht beigezählt werden; er ist nur einer aus jener großen Zahl tüchtiger, hochbegabter Männer, die dem Bullinger'schen Familien- und Freundeskreise angehörten; auch war ihm keine lange Wirkksamkeit vergönnt. Wenn gleichwohl von ihm so Rühmliches berichtet werden konnte, so ist dieß eben nur ein neuer Beweis für den erstaunlichen Reichthum der Reformationszeit an ausgezeichneten Persönlichkeiten, die nur darum nicht in erster Linie genannt werden, weil die Reformatoren das gewöhnliche Maaß so außerordentlich überragten.

